

<https://doi.org/10.20378/irb-51799>



**Boris Mlinski**

# Mein Leben im Holocaust



**Boris Mlinski**

**Mein Leben im Holocaust**

Aus dem Russischen

© Alle Rechte beim Autor

Titel der russischen Erstausgabe:

**СТРАНИЦЫ ЖИЗНИ ВРЕМЁН КАТАСТРОФЫ**



**Boris Mlinski**

# Inhalt

Vorwort	7
<b>Teil 1</b>	
Meine Kindheit	9
Der Krieg	27
Die Besatzung	35
Das Ghetto	40
Das Pogrom	45
Trostenez	56
Das Bücherlager	61
Erschießung der Familie	68
Die Flucht aus dem LKW	81
<b>Teil 2</b>	
Die Flucht aus der Stadt zu den Partisanen	87
Als Partisan - Schodsina	98
Fünf Tage strenger Verweis statt Erschießung	107
Zacenje - Nowo-Gansowitschi	111
Aus dem Alltag des Trupps	117
Die Blockade des Partisanengebiets	128
Die Befreiung	142
<b>Anhang</b>	
Boris Mlinski – Stationen seines Lebens	153
Stimmen zur russischen Ausgabe des Buches	160
Dank	165
Begegnen - Gedenken - Weitergeben	166
Impressum	169

# Vorwort

Es wurden schon viele Bücher über den Krieg geschrieben, sowohl von Kriegsteilnehmern selbst als auch von späteren Generationen auf der Grundlage von Erinnerungen von Soldaten oder Archivmaterial. Oft hören wir in den Massenmedien, in Rundfunk, Zeitungen und Zeitschriften oder im Kino die sehr humanen Worte: „Niemand und nichts ist vergessen.“ Es gibt viele wohlklingende Gemeinplätze darüber, dass die heutige Generation ihr Leben den ehemaligen Frontsoldaten verdankt, und es wird viel über Achtung und Fürsorge geredet, die den ehemaligen Frontsoldaten in unserem Land zuteilwerden und ähnliches. Dies ist jedoch bei weitem nicht der Fall. Die überwiegende Mehrheit der Kriegsteilnehmer ist lange und ganz vergessen. Schon allein deshalb, weil fast niemand mehr lebt, der von ihnen erzählen könnte. Achtung vor den überlebenden Soldaten und Fürsorge für sie sind fern von der Wirklichkeit. Leider gibt es sehr viele Menschen, die mit leeren Äußerungen über das „heilige Pflichtgefühl, die ewige Erinnerung an die Opfer des Faschismus“ beschäftigt sind, anstatt den Veteranen, die Unterstützung benötigen, wirklich zu helfen.

Das von mir geschriebene Buch handelt lediglich von dem, was ich gesehen und erlebt habe. Dabei habe ich keine einzige Person erfunden.

Seit dem Ende des Krieges sind viele Jahre vergangen. Manchmal fallen mir Namen ehemaliger Widerstandskämpfer, Soldaten, Partisanen und Häftlinge deutscher Konzentrationslager ein, die vor langer Zeit verstorben und mittlerweile von allen vergessen sind. Einige Episoden sehe ich dann sehr deutlich vor mir, mit fotografischer Klarheit, in allen Einzelheiten. An andere sind mir nur vage Erinnerungen geblieben. Sehr vieles habe ich völlig vergessen.

Ich bin, wie alle Kriegsteilnehmer, schon sehr alt. Im Herbst meines Lebens habe ich mich dazu entschlossen, meine Erinnerungen aufzuschreiben: meine Erinnerungen an jene, die den Sieg nicht mehr erlebt haben, sondern in den Lagern vernichtet wurden, aber auch an

jene, die entkommen sind und überlebt haben, und meine Erinnerungen an die Blockade des Partisanengebiets in Weißrussland.

Im vorliegenden Buch wird nicht von großen Schlachten, Nahkämpfen und Bajonettangriffen berichtet. Ich habe an ihnen nicht teilgenommen, und was ich nicht bezeugen kann, möchte ich nicht beschreiben.

Die Kriegsveteranen werden mit jedem Jahr weniger. Es gibt fast keine ehemaligen Häftlinge deutscher Konzentrationslager mehr. In zehn bis fünfzehn Jahren wird niemand mehr leben, der den Krieg noch miterlebt hat und davon erzählen könnte. Ich schreibe dieses Buch im Gedenken an die Verstorbenen, damit Menschen von der Vergangenheit erfahren und dadurch solche Dinge in Zukunft nicht zulassen werden. Wenn wenigstens einige wenige Dutzend dieses Buch lesen und am 9. Mai, am Tag des Sieges, schweigend ein Glas Wein in Dankbarkeit für alle diejenigen heben, die aus dem Krieg nicht zurückgekehrt sind, kann ich davon ausgehen, dass ich diesen Bericht über sie nicht vergeblich geschrieben habe.

Sollten ehemalige Häftlinge des Minsker Ghettos oder Teilnehmer der Partisanenbewegung in Weißrussland dieses Buch lesen und etwas hinzufügen wollen, wäre ich ihnen sehr dankbar dafür.

Ich bedanke mich bei allen, die an der Vorbereitung für die Ausgabe des vorliegenden Buches beteiligt waren.

Mein besonderer Dank gilt dem Stellvertreter des Bürgermeisters der Stadt Chadera, Roman Gischer.

# TEIL 1

## Meine Kindheit

Würde jemand behaupten, dass ich in meiner Kindheit ein Mutter-söhnchen war, wäre dies eine Untertreibung. Ich war ein dreifaches Muttersöhnchen, da ich drei Mütter hatte: Mama-Oma, Mama Sulja und Mama Assja.

Als meine Mutter noch in Minsk Medizin studierte und mein Vater promovierte, lebte ich in der kleinen weißrussischen Provinzstadt Slutsk, etwa 90 Kilometer von Minsk entfernt, und wurde dort von meinen Großeltern aufgezogen. Das große, aus dicken Kieferbalken gebaute Haus mit der verglasten Veranda stellte einen beinahe monumentalen eingeschossigen Bau dar. Unter einem Spließdach befanden sich vier Zimmer, eine Schreinerei und eine Scheune mit einer Kuh und einem Kalb, einem halben Dutzend Schafe, fünfzig Hühnern und Gänsen. Auf dem Dachboden der Scheune wurde für den ganzen Winter das Heu für die Tiere aufbewahrt. An das Gebäude schloss sich ein kleiner Blumen-garten mit zwei alten Apfelbäumen und einem einsamen Birnbaum an.

Meine Tante und meine Großmutter waren große Blumenliebhaberinnen, und so blühten den ganzen Sommer und Herbst im Blumengarten vor dem Fenster Stiefmütterchen, Astern, Gladiolen, Tabak und Dutzende andere Blumen und Pflanzen, deren Namen ich nicht kenne. An den Gartenrändern wurden Sonnenblumen gepflanzt, die die aufgehende Sonne mit ihren goldenen runden Köpfen begrüßten. Hinter dem Haus war ein großes Stück Land, auf dem zur Hälfte Gemüse ange-

baut wurde, die andere Hälfte war eine Wiese für das Heu, auf der auch Obstbäume standen.

Alle Hausbewohner verwöhnten den einzigen Enkel, wie sie nur konnten. Meine ersten Kindheitserinnerungen sehen so aus: Ich saß auf dem Schoß meines Kindermädchens Anjutka, einer jungen Frau aus dem nächsten Dorf, streckte meine Hände der Sonne entgegen und forderte „njam-njam, hop-hop“, was so viel heißt wie „holt mir diesen Ball vom Himmel herunter und gebt ihn mir“. Andere Bälle brauchte ich nicht. Ich wunderte mich sehr, warum niemand sich beeilte, mir diesen Wunsch zu erfüllen. Damit ich aß, trug mich mein Opa auf allen Vieren durch das Haus; er war das Pferd und ich der Reiter, der das Pferd mit einer Rute antrieb. Die Schwester meines Vaters, Tante Sulja, die in den ersten Ehejahren kein Kind hatte, war vernarrt in mich und kümmerte sich um mich wie um einen eigenen Sohn. Meine Eltern kamen für die Sommerferien nach Slutsk, aber da ich meine Mutter ein Jahr lang nicht gesehen hatte, wollte ich um keinen Preis auf ihren Arm. Das verletzte sie so sehr, dass sie weinte.

Opa, ein schlanker, großer alter Mann von 70 Jahren, immer glatt-rasiert, die pechschwarzen Haare kurz geschnitten, war, wie man so sagt, ein Tausendsassa. Er arbeitete als Modellbauer in einer kleinen Fabrik, die landwirtschaftliche Geräte herstellte. Zu Hause mähte er das Heu, arbeitete im Garten und sah nach dem Vieh, da meine Oma herzkrank war. Er arbeitete auch viel in seiner Tischlerei, wo er Möbel, landwirtschaftliches Zubehör und Werkzeuge herstellte. Wenn er dann am späten Abend nach dem Abendessen ins Bett ging, erzählte er mir Märchen. Oft schlief ich während der faszinierenden Geschichten von Opa in seinem Bett ein und wachte morgens in meinem eigenen Bettchen wieder auf; Opa hatte mich dorthin gebracht.

Samstags kamen Opas Freunde oder der Arzt Pazukewitsch zu uns. Dann saßen sie lange zusammen auf der Veranda, unterhielten sich und leerten eine Karaffe mit hausgemachtem Kirschschnaps oder tranken zu Omas Kuchen den stärksten Tee aus dem Samowar. Ich mochte die „betrunkenen Kirschen“, die mir Opa manchmal gab. Einmal ent-

deckte ich in seiner Tischlerei eine große Holztruhe mit geöffnetem Deckel. In der Holztruhe waren Flaschen mit verschiedenen Schnäpsen aufgereiht. Es war leicht, in die Holztruhe zu klettern, aber unmöglich, die Kirschen aus der Flasche herauszuholen. Ich konnte das Gefäß nicht vom Fleck bewegen, meine Kräfte reichten nicht aus. So löste ich diese Aufgabe auf einfache Weise. Der Saft aus der Flasche musste ausgetrunken werden, dann wurde sie leichter und ich konnte sie auf die Seite legen und die Kirschen herausholen. Sobald ich das Mulltuch, das den Flaschenhals bedeckte, mit einem Strohalm durchbohrt hatte, begann ich damit. Während ich betrunken in der Holztruhe lag, suchte meine Großmutter das ganze Haus ab, ohne mich zu finden, und schlug Alarm. Großvater und Tante Sulja wurden von der Arbeit geholt. Sie liefen zur Polizei, suchten in Krankenhäusern, auf dem Markt, bei allen Verwandten und befragten alle Nachbarn, aber erst am Abend kam jemand auf den Gedanken, in der Truhe nachzuschauen. Das erste Mal in meinem Leben verpasste mir mein Großvater mit dem Gürtel eine Tracht Prügel.

Nach ein paar Jahren freundete ich mich mit Genja an, der Tochter von Tante Sulja, die ich allerdings oft ärgerte. Ich nahm ihr ihre Puppen weg und beschoss sie mit einer Schleuder. Wenn Genja dann verheult zu ihrer Mutter und zu Oma rannte, um sich über mich zu beschweren, setzte es Prügel.

Einmal schoss ich einen Vogel mit der Schleuder ab. Genja und ich begruben ihn im Garten und kleideten das ausgegrabene Loch mit Steinen und bunten Stoffetzen aus. Genja weinte, während ich mich wie ein Mann zusammenriss. Aber nachts zog ich die Decke über den Kopf, damit mich niemand hörte, und weinte und trauerte um den Vogel und bezeichnete mich als einen Schuft und Mörder. Die Schleuder warf ich zwar nicht weg, aber ich schoss von nun an nicht mehr auf Vögel.

Meine Mutter und mein Vater vermissten mich und kamen, um mich abzuholen und zu sich nach Minsk zu nehmen. Einen Kindergarten besuchte ich nicht. Ich vermisste die Freiheit, wie ich sie bei der Oma gehabt hatte. Dafür forderte ich vom Vater endlos Märchen. Seine Ver-

suche, mir das Lesen beizubringen, endeten oft erfolglos; wir kamen nicht weiter als zur Abc-Fibel. Dinge, die mich nicht interessierten, wollte ich nicht machen. Irgendwann erzählte mir mein Vater eine packende Geschichte von zwei Studenten, die auf einer sumpfigen Insel gelandet waren und sich dort mit wilden Tieren und Schmugglern auseinandersetzen mussten. An der spannendsten Stelle brach mein Vater die Erzählung ab und gab mir das illustrierte Buch „Polesische Robinsons“<sup>1</sup> von Janka Maur mit der Bemerkung, alles Weitere über die zwei Studenten und ihre Abenteuer sei hier beschrieben. Damit ging er. Weder am Abend noch am nächsten Tag wurde die Erzählung fortgesetzt. Es halfen auch keine Tränen, sondern ich musste lesen lernen. Nachdem ich es endlich gelernt hatte, verschlang ich die Bücher nur so. Die Heimbibliothek meines Vaters, die aus mehr als tausend Büchern bestand, wurde mir zu klein. Ich musste mich in der Schulbibliothek, der örtlichen Kinderbibliothek und der Bibliothek des pädagogischen Instituts, an dem mein Vater lehrte, eintragen. Vater lehrte mittelalterliche Geschichte und Geographie, und in der Heimbibliothek gab es am meisten Bücher seiner Fachrichtung, aber auch fremdsprachige Bücher. Er hatte in Zürich und Genf studiert und sprach sieben oder acht Fremdsprachen.

Dass ich früh anfang zu lesen, hatte zur Folge, dass es mir in der Schule langweilig war. Von wegen Abc-Fibel! Ich sammelte in der Pause die Jungen um mich und las ihnen Märchen vor oder erzählte ihnen Grusel-Geschichten. Ruhig sitzen konnte ich in einem für mich so langweiligen Unterricht auch nicht, also stand ich entweder in der Ecke und schnitt Grimassen oder wurde einfach aus dem Klassenzimmer geworfen.

Enge Freunde hatte ich in meiner Kindheit keine. Daher war ich sehr zufrieden, als ich hörte, meine Mutter sei in die Geburtsklinik gefahren, um mir ein Brüderchen zu holen. Und plötzlich brachte meine Mutter ein Mädchen, meine Schwester Sofja, die auch noch klein und quengelig war und alle Aufmerksamkeit auf sich zog! Alle Gespräche dreh-

---

1 Polesien („Land am Wald“): Auwald- und Sumpflandschaft im polnisch-ukrainisch-weißrussischen Grenzgebiet.

ten sich nur um meine neugeborene Schwester! Ein paar Tage schaffte ich es, mich zusammenzunehmen, aber dann erklärte ich sehr entschlossen, dass ich so eine Schwester nicht bräuchte und dass Mutter sie gegen einen Jungen eintauschen solle, am besten gegen einen älteren. Wenn meine Mutter sie nun aber liebe, dann solle sie wählen: entweder die Schwester – oder ich. Da sie darauf nicht einging, ging ich, beleidigt mit meinen Eltern und ohne ihnen etwas zu sagen, zum Bahnhof, um mich nach dem nächsten Zug nach Slutsk zu erkundigen. Zum Glück war der Bahnhof nicht weit von unserem Haus entfernt. Der Zug nach Slutsk war gerade zur Abfahrt bereit, und ich setzte mich sofort hinein. Niemand fragte, mit wem ich reiste, niemand wollte meine Fahrkarte sehen. Am nächsten Morgen war ich in Slutsk und log meine Großmutter an, meine Mutter habe mich mit irgendeiner Frau zu ihr geschickt, die vom Bahnhof zum Markt gegangen sei. Einen Tag später kam mein Vater, um mich abzuholen. Ich ahnte, dass ich für mein Handeln ordentlich Prügel mit dem Gürtel bekommen würde. So erklärte ich mutig, ich würde weglaufen und mich auf die Reise in den fernen Osten oder nach Afrika machen, wenn er seinen Gürtel anfasen würde. Daraufhin wurde ich nicht geschlagen.

In der Schule lernte ich sehr nachlässig. Ich kam kaum auf eine Drei in meiner Verhaltensnote. Offenbar wurde ich nur deswegen nicht von der Schule geworfen, weil der Schulleiter ein Kollege meines Vaters am Institut war und mein Klassenlehrer in den höheren Klassenstufen ein Student meines Vaters gewesen war. Allerdings bekam ich in den geisteswissenschaftlichen Fächern fast ohne zu Lernen immer gute Noten.

Ich war so an das Haus meiner Oma gewöhnt, dass ich mich dort nicht weniger wohlfühlte als in Minsk. Wenn ich die Wahl hatte, ob ich in ein Sommerhaus, das meine Eltern an verschiedenen Orten gemietet hatten, oder nach Slutsk gehen wollte, wollte ich immer zu meiner Großmutter. Es waren schwierige Zeiten; es herrschte Hunger, und Brot und andere Nahrungsmittel wurden nach Essenskarten ausgegeben. Meine Eltern waren froh, mich nach Slutsk schicken zu können, da es dort eine große Tauschwirtschaft gab, und – wie ich später erfuhr – Opa Gold aus der Zeit vor der Revolution hatte. Damals war er Müller

gewesen und hatte eine eigene kleine Mühle betrieben. Von Zeit zu Zeit brachten wir das Gold zu einem Handelsgeschäft und kauften für die Wertgutscheine, die gegen das getauschte Gold ausgegeben wurden, Mehl, Zucker und Getreide.

Eisverkäufer, die ein erstaunlich leckeres Eis verkauften, gingen mit kleinen Tragläden durch die Straßen und priesen lauthals ihre Ware an. Das Eis wurde nicht nach Gewicht verkauft und nicht in Bechern wie heute, sondern in Waffelhörnchen. Es war eine wahre Delikatesse. Die Förmchen hatten unterschiedliche Größen und Preise: 15, 30, 60 Kopeken<sup>2</sup> oder ein Rubel 20 Kopeken. Für mich waren 15 Kopeken damals viel Geld und fünf Rubel ein ganzes Vermögen.

Eines Tages bekam ich von Tante Sulja eine Zwanzig-Kopeken-Münze, weil ich ihr von zu Hause ein heißes Mittagessen in einem Tontopf gebracht hatte; sie arbeitete bei der Post. Ich umschloss die Münze fest mit meinen Fingern und überlegte im Gehen, wofür ich sie ausgeben sollte. Für ein Eis? Dann bliebe ein Fünf-Kopeken-Stück übrig. Für ein Angelhakenset? Dann wären es fünf Kopeken zu wenig. Plötzlich sah ich unter meinen Füßen einen Zehn-Rubel-Schein liegen! Ich konnte mir das Glück, das mir zuteilwurde, kaum vorstellen, bückte mich und hob den Schein auf. Ich sah mich um. Nirgendwo auf der Straße waren Passanten, und es war nicht ersichtlich, wer das Geld verloren hatte. Auf einmal warf mir ein Windstoß noch einen Geldschein vor die Füße – diesmal war es ein grüner Zwanziger. Ich bückte mich danach und entdeckte noch zwei rote Dreißig-Rubel-Scheine. Während ich den Zwanziger aufhob, hatte der Wind auch schon die anderen Scheine wieder weggeweht. Ich rannte hinter ihnen her, trat mit meinem Fuß darauf, damit der Wind sie nicht wieder wegblies, und stand vollkommen fassungslos mit dem Geld in den Händen da. Aus der Ferne hörte ich Schreie und sah einen Lastwagen, der sich mit seiner Ladung schnell entfernte. Hinten auf der Pritsche stand ein Mann, der etwas schrie und mir zuwinkte. Offenbar hatte der Mann sein Geld in seinem Fahrzeug gezählt, aber der Wind hatte es ihm aus den Händen gerissen und auf der Straße verteilt. Ich rannte keuchend hinter dem

---

2 100 Kopeken entsprachen einem Rubel.

Auto her, das aus irgendeinem Grund nicht anhielt, sondern um die Ecke bog. Erst als ich noch einen Block weit hinterhergelaufen war, stoppte endlich das Fahrzeug. Der Mann sprang auf die Straße und kam mir entgegen. Ich gab ihm das Geld, er zählte es, murmelte zufrieden „Aha, alles da“ und kletterte, ohne auch nur einmal Danke zu sagen, zurück ins Fahrzeuginnere. Das Auto fuhr davon. Ich sah ihm nach. Meine Zwanzig-Kopeken-Münze war weg. Als ich die Scheine eingesammelt hatte und hinter dem Auto hergerannt war, war sie verloren gegangen.

Jeden Freitag backte meine Oma ein großes Steinofenbrot in einem großen russischen Ofen. Wenn es fast fertig war, wurde es aus dem Ofen genommen, mit einem Federkranz, der in Öl getaucht wurde, von oben bestrichen und mit einer langen Holzschaufel wieder in den Ofen gegeben. Nach einigen Minuten war das Brot fertig: Sieben Brotlaibe für eine ganze Woche wurden aus dem Ofen geholt und zum Abkühlen auf ein sauberes Handtuch gelegt, das auf Omas Bett ausgebreitet wurde. Was für ein Vergnügen war es, von den runden heißen Brotlaiben die Kanten abzubrechen, wenn Oma nicht hinsah, und sie zusammen mit kalter Milch zu verspeisen.

Äpfel gab es in unserem Garten mehr als genug: weiße Klaräpfel, Antonowka, Krimäpfel, chinesische Äpfel – aber es war nun einmal viel interessanter, über den Zaun in den alten, vernachlässigten Garten unseres Nachbarn Rappoport zu klettern, wo wilde Äpfel, die so sauer wie Essig waren, und Kirschen wuchsen. Der Garten war dicht mit Brennesseln bewachsen und außerdem lebte dort eine alte Herrin mit einem bösen Hund. Jedes Mal war die Spannung groß, ob der Hund mich beißen würde oder ob ich es schaffen würde, rechtzeitig wieder über den Zaun zu klettern. Als ich wieder einmal mit Äpfeln und einem zerrissenen Hosenbein heimkam, standen im Hof unter einem Baldachin drei gesattelte Pferde und auf der Veranda drei Militärangehörige in langen Mänteln, die Mauser-Gewehre in Holzschachteln an der Seite trugen. Sie unterhielten sich mit Großvater. Also war es vorbei. Ich war erwischt worden. Die alte Herrin hatte mich angezeigt, weil ich Äpfel aus ihrem Garten stahl, und diesmal wurde ich festgenommen ...

Gehorsam holte ich die Äpfel aus den Ärmeln und aus den Taschen und legte sie in der Ecke der Veranda in eine Reihe. Ich versuchte, die Zeit in die Länge zu ziehen. Aber was war los? Aus irgendeinem Grund interessierte sich niemand für mich. Großvater und ein kleinerer Mann mit blauen, würfelförmigen Knöpfen in den Knopflöchern unterhielten sich. Die beiden anderen standen still und langweilten sich allem Anschein nach. Aus der Unterhaltung wurde mir klar, dass der Kommandeur der GPU<sup>3</sup>, der Staatlichen Politischen Verwaltung, alles über meinen Großvater wusste: Mein Opa hatte vor der Revolution eine Mühle. Er arbeitete dort zusammen mit zwei Angestellten. Damals hatte er zwei Kühe, einen Zuchthengst und weitere Tiere. Als die Polen während des Bürgerkrieges Slutsk besetzten, nahmen sie meinem Großvater eine Kuh und einen Hengst weg. Opa und mein Vater versuchten damals, den Hengst zurückzubehalten, wurden aber von den Männern verprügelt, und mein Vater wurde mit einem Säbel oder Degen so auf den Kopf geschlagen, dass er drei Wochen nicht aus dem Bett gehen konnte. Opa war sehr wütend, und da der Hunger in dieser Zeit sehr groß war und auch die Rote Armee hungerte, holte er aus seinem Versteck 150 Pud<sup>4</sup> Mehl und schickte es an die Armee. Er teilte sogar bestimmte militärische Informationen über die Polen mit, die er von seinem Freund Pazukewitsch erfahren hatte, der die Besatzer behandelte. Nach der NÖP<sup>5</sup> wurde Opa die Mühle weggenommen, aber er wurde nicht wie andere, die enteignet worden waren, aus der Stadt vertrieben. Jetzt forderte der Kommandeur des Geheimdienstes, dass mein Großvater das Gold herausgab, das ihm noch aus der Zeit vor der Revolution geblieben war. Opa war ein intelligenter Mensch und fing nicht an zu streiten. Er holte aus der Kommode eine goldene Uhr, zwei Ringe und die Ohrringe meiner Oma heraus, aber der Kommandant weigerte sich, diese Dinge zu nehmen. Er erklärte, das sei nicht notwendig. Notwendig seien nur Goldmünzen. Opa beteuerte, er

---

3 GPU („Staatliche Politische Verwaltung“) war die Bezeichnung des sowjetischen Geheimdienstes von 1922 bis 1934, dem Nachfolger der „Tscheka“ („Außerordentliche Kommission“) und Vorgänger des NKWD (Volkskommissariat für innere Angelegenheiten).

4 Pud ist ein altes russisches Gewicht; 1 Pud entspricht 16,38 Kilo.

5 Neue Ökonomische Politik (1921–1928).

habe keine Münzen mehr, er habe alle im Tauschhandel ausgegeben. Wenn sie ihm nicht glaubten, sollten sie eine Hausdurchsuchung durchführen. Aber anscheinend hatte niemand von den Männern Lust dazu, stattdessen fuhren sie wieder ab und nahmen meinen Großvater mit. Großmutter und Tante Sulja weinten lange. Am nächsten Morgen machten sie ein Päckchen für Opa fertig mit Brot, Käse, einer Flasche Milch, einem Dutzend gekochter Eier und Wäsche und gingen zum Gebäude des Geheimdienstes. Doch sie durften Opa nichts bringen. Es hieß, Opa würde in den nächsten Tagen nach Hause zurückkehren und bis dahin habe er alles, was er brauche. Tatsächlich kam mein Großvater mit denselben drei Männern nach Hause zurück. Zusammen gingen sie in die Tischlerei, wo Opa einen von den dort hängenden Hobeln abnahm, mit einem Meißel auskratzte und einen Stapel goldene Münzen auf eine ausgebreitete Zeitung schüttete. Der Kommandeur fertigte ein Dokument an, dass Opa das Gold freiwillig dem Geheimdienst übergeben hätte. Alle drei unterzeichneten das Dokument, und Opa bekam eine Kopie. Dabei blieb es. Die Männer fuhren weg, Opa nahm Wäsche und eine Schrubb-Bürste und ging in die Badestube zum Baden. Wie er später erzählte, hatte ihn niemand verhört. Er war einfach in einen Keller gebracht worden, in dem auf dem Zementboden Wasser bis zu den Knöcheln stand, hatte ein Stück Brot und ein Glas Wasser bekommen und dazu den Rat, sich daran zu erinnern, wo sich das Gold befand. Einen Tag später „erinnerte“ er sich dann, wo das Gold war, und gab es ab.

Wie ich bereits sagte, verschlang ich, sobald ich lesen konnte, Tag und Nacht alle Bücher, die ich kriegen konnte. Jules Verne, Maupassant, Zola, Dumas, Conan Doyle, Edgar Allan Poe, Cooper, Flaubert, Louis Bousse-  
nard, Turgenew und andere. Abenteuer, Märchen, Sagen und Reisebe-  
richte waren meine bevorzugte Lektüre. In der Nacht las ich alles, was  
ich hatte, mit einer Taschenlampe unter der Decke und geschützt vor  
den Blicken der Erwachsenen.

Als ich einmal wieder auf der Suche nach einem Buch war, das Opa  
mir wegen meines nächtlichen Lesens weggenommen hatte, fiel mein  
Blick im Zimmer der Tante auf einen Schlüssel, der in einer Schranktür

steckte. Im Schrank fand ich ein Kleinkalibergewehr, das dem Ehemann von Tante Sulja gehörte. Die dazugehörige Munition und eine Packung Zielscheiben lagen in einem Karton. Natürlich konnte ich es nicht lassen, mit dem Gewehr im Garten Schießübungen zu machen. Die Zielscheiben klebte ich auf einen Kürbis. Meine Oma war gerade im Haus beschäftigt und konnte die Schüsse nicht hören. Genja hatte ich für ihr Schweigen ein Eis versprochen und ihr für den Fall, dass sie sich verplappert, angedroht, ihre Puppen kaputt zu schießen. Nachdem ich die ganze Packung Patronen verschossen hatte, wurde mir klar, dass es für die Rolle des Robin Hood noch nicht reichte. Im Kürbis gab es Einschusslöcher, in der Scheibe jedoch kein einziges. Ich brachte das Gewehr zurück in den Schrank. Meine Gedanken waren nur noch mit der Frage beschäftigt, wie ich am nächsten Tag wieder den Schrank öffnen könnte. Noch einmal würde der Onkel den Schlüssel nicht im Schlüsselloch lassen. Am Schlüsselbund, den ich in der Schreinerei entdeckte, fand sich auch kein passender. Daher nahm ich den Schlüssel einfach mit und wartete ab, was passieren würde. Der Onkel nahm an, dass er den Schlüssel verlegt hätte. Da er aber noch mehr Schlüssel hatte, machte er sich deswegen keine weiteren Gedanken. Ich eilte zur Bücherei und deckte mich mit aller Literatur ein, die es zum Thema Sportschießen gab. Nachdem ich die Munitionsbestände fast verbraucht hatte, brachte ich es zu ganz brauchbaren Ergebnissen: 46 von 50 möglichen Treffern. Die leeren Munitionspackungen füllte ich mit Steinen und versteckte sie wieder unten im Schrank unter dem Schuhkarton.

Eines Tages sah ich in unserer Straße eine Gruppe von 30 Strafgefangenen, die Kopfsteinpflaster verlegten. Sie wurden von einem bewaffneten Rotarmisten bewacht. Ich setzte mich zu ihm und begann, mit ihm über Gewehre, optische Zielvorrichtungen und dergleichen zu fachsimpeln. Währenddessen fuhr eine Droschke vor, gezogen von einem schönen Hengst. Der Offizier, der das Gespann lenkte, hielt an, stieg ab und fing bei einer Zigarette ein Gespräch mit dem Rotarmisten an. Ich bat ihn, eine Runde mitfahren zu dürfen. Nachdem er sich nach meinem Opa, den er gut kannte, erkundigt hatte, erlaubte er mir mitzufahren. Ich musste nur noch schnell nach Hause, um das Gewehr,

das ich bei mir hatte, im Schrank zu verstauen. Zeit für Oma, die im Garten Beeren pflückte, hatte ich nicht; die seltene Gelegenheit, mit dem Offizier mitzufahren, wollte ich schließlich nicht verpassen. Wir fuhren nicht lange, etwa zehn bis fünfzehn Minuten. Hinter dem langen Holzzaun stiegen wir ab. Der Offizier übergab mich seinem gleichaltrigen Sohn. Wir bestaunten einen jungen Wolf, der mit Hunden zusammen angekettet war. Die Zeit verflog schnell. Nach dem Mittagessen beschäftigten wir uns in dem verwilderten Garten. Als es dunkel wurde, wurde ich von Opa abgeholt. Der hatte von den Nachbarn erfahren, wohin ich verschwunden war. Opa erlaubte mir nicht, mich noch mal mit dem Jungen zu treffen. Da half kein Bitten und Betteln. Nachdem mein Onkel von meinen Schießübungen erfahren hatte, war zwar das Gewehr noch da, aber den Verschluss hatte er mitgenommen.

Bei meiner Großmutter gab es immer viel und Leckeres zu essen, so dass ich nach der Zeit in Slutsk immer erholt und gestärkt nach Minsk zu meinen Eltern zurückkehrte. Jeden Samstag gab es Delikatessen der Nationalküche, die von Oma meisterhaft zubereitet wurden. Ich hatte bei den Großeltern nur wenige Aufgaben zu erledigen: Meiner Tante musste ich ihr Mittagessen zur Arbeit bringen und Omas Schwester, die keine Kuh hatte, einen Tonkrug mit Milch. Außerdem sollte ich aus dem Laden verschiedene Gebrauchsartikel und Lebensmittel wie Kerosin, Zucker oder Salz holen. Manchmal besuchte ich Mutters Schwester, die ziemlich weit weg von Oma wohnte. Dort wurde ich mit Marmelade und anderen Leckereien verwöhnt. Der Sohn von Tante Malka, Grischa Gurwitsch, war Filmtechniker im städtischen Kino, und so konnte ich dank seiner Stellung kostenlos alle Filme direkt aus dem Vorführraum mit ansehen. Sogar Filme mit Altersbegrenzung! Damals liefen Filme wie „Die Sonnenuntergänge von Paris“, „Wir aus Kronstadt“, „Lieutenant Kijé“ oder „Das Parteibuch“. Nach dem Lesen war nun Kino mein zweites Hobby.

In Minsk versammelten sich abends Jugendliche aus den umliegenden Häusern. Wir hockten auf den Stufen der Holzterrasse, die ins Obergeschoss unseres Holzhauses führte. Bei solchen Gelegenheiten gab ich erfundene Geschichten zum Besten. Die Geschichten waren eine

Mischung aus Büchern, die ich gelesen hatte, aus Filmen, die mir bekannt waren, und aus meinen eigenen Fantasien. Mein früherer Spitzname „Boris der Faulpelz“ wurde gnädig in „Boris der Dichter“ umgewandelt. Die Jungen aus unserem Haus, Valka, Gulis, Lewa, Karluscha, Ruwa, Gorelik und andere, versuchten natürlich auch mitzuhalten, aber sie hatten eben keinen Cousin, der Filmvorführer war; ihnen fehlte auch die Leidenschaft fürs Lesen. Fast immer war ich der Beste im Erfinden von Geschichten. Wie die meisten Kinder spielte ich auch gerne Verstecken, Fußball, Krieg, wobei ich beim Kriegsspiel zum „Weißgardisten“ verdonnert wurde. Das hatte folgenden Grund: Mein Vater war vor der Revolution mit einem silbernen Kreuz ausgezeichnet worden, als er die Handelsschule in Slutsk mit Auszeichnung bestanden hatte. Weil ich nun ein Kreuz besaß, war klar, dass ich kein „Roter“ sein konnte, sondern einen „weißen“ General spielen musste, der im Eifer des Spiels von den in Rage gekommenen „Roten“ verdrochen wurde. Sich zu wehren war laut Spielregeln nicht gestattet. Als ich es endgültig satt hatte, den „Weißgardisten“ darzustellen, fiel WowkaBermann eine Lösung ein: Da das Kreuz aus Silber war, könnte man es doch an Edelmetallhändler verkaufen und für den Erlös Bonbons erstehen. Gesagt, getan. Mit Taschen voller Süßigkeiten waren wir schnell in der Rolle der edlen Spender, jeder bekam etwas davon ab. Aber alles zu verschenken wäre zu schade gewesen. Deshalb erzählte ich meinen Eltern, ich hätte die Bonbons von Wowka bekommen, und Wowka behauptete, sie von mir bekommen zu haben. Alles hätte wunderbar geklappt, hätte meine Mutter nicht Wowkas Mutter im Laden getroffen und sich überschwänglich bei ihr für die vielen Bonbons bedankt. Da war die Wahrheit raus. Für uns beide brachte diese Episode eine Bestrafung mit dem Riemen ein.

Irgendwann beschloss meine Mutter, mich nicht mehr jeden Sommer zu Oma zu schicken; sie wollte Oma vor so einem Taugenichts wie mich verschonen. In unserer Familie galt Mamas Wort als höchstes Gebot. Meine Mutter war eine sehr liebe und gutmütige Frau, von Beruf Kinderärztin. Sie war eine echte Schönheit, schlank und lebhaft, und machte ihre Hausbesuche zu Fuß, wenn es keine Mitfahrgelegenheit gab. Zusätzlich war sie halbtags in der Poliklinik beschäftigt. Da

sie immer für denselben Bezirk zuständig war, kannte sie jedes Kind von den Windeln bis zum Studentenalter. Man konnte sie jederzeit und bei jedem Wetter wecken: „Doktor, bitte helfen Sie uns, unser Kind ist krank“, und schon kam sie und tat alles, was in ihrer Macht stand, um dem Kind zu helfen. Sie nahm keine Bezahlung an außer Blumen. Obwohl mein Vater ziemlich gut verdiente, litten wir immer unter Geldmangel. Oft wurden Sachen gekauft, die keine Verwendung fanden, dann wieder Windeln für alleinstehende Mütter oder dergleichen. Wenn es nötig war, ein Kind im Krankenhaus oder in einer Kur unterzubringen und es ihr nicht sofort gelang, weil keine Plätze frei waren, ließ meine Mutter alle Hausarbeit stehen und liegen, lief die örtlichen und städtischen Gesundheitsbehörden ab, putzte die Klinken von Volkskommissaren und ihren Stellvertretern, rief sämtliche Personen an, die anzurufen ihr zustand oder auch nicht, um schließlich ihr Ziel zu erreichen. Mit mir wurde sie auch leicht fertig, wenn es sein musste mithilfe von Ohrfeigen. Aber die taten nicht sehr weh. Ich bekam sie immer dann, wenn ich meine Mutter, meine Schwester Sofia oder unsere Haushälterin ärgerte, und das geschah ziemlich oft.

Ich erinnere mich, wie ich einmal von der Schule nach Hause kam und Mama wie ein kleines Kind bitterlich weinend vorfand. Ich versuchte, sie zu trösten, und brach selbst in Tränen aus, ohne den Grund für ihre Trauer zu kennen. Erst als sie in die Küche ging, fand ich einen mit Tränen benetzten Brief von ihrer Freundin Lili, die auch Ärztin war. Lili schrieb, dass sie im Sterben liege, irgendwo in einem Krankenhaus auf dem Land, ganz allein, ohne Freunde und Verwandte. Vermutlich würde man den Brief erst nach ihrem Tod abschicken. Für meine Mutter gab es keine Möglichkeit, in die tiefste Provinz zu fahren, wo es noch nicht mal eine Straße gab. Damals wurden gerade wieder Maßnahmen zur Stärkung der Arbeitsdisziplin durchgeführt. Für eine zwanzigminütige Verspätung drohte eine Gefängnisstrafe von bis zu einem Monat, für das unentschuldigte Fehlen drohten sogar vier Monate. Weil Lili Mamas Mentalität kannte, hatte sie darum gebeten, den Brief erst nach ihrem Tod abzuschicken. Sonst hätte meine Mutter ihr unbedingt helfen wollen und dadurch Schwierigkeiten bekommen.

Meine Eltern pachteten für den Sommer eine Datscha in einem Dorf, etwa 30 Kilometer von der Stadt entfernt. Alles Drumherum – der Fluss, der Fichtenwald und die frische Kuhmilch – sollten Sofia und mir gut-tun. Sofia kränkelte oft. Asthma machte ihr zu schaffen. So erhoffte sich Mama für sie Genesung auf dem Land. Meine Eltern kamen nach der Arbeit mit Taschen voller Lebensmittel in die Datscha, weil es im Dorf keinen Laden gab und sie deswegen selbst Brot aus der Stadt mitbringen mussten. Damals wurde an sechs Tagen in der Woche gearbeitet.

Ein Junge, der zum ersten Mal auf eine Datscha kommt, erkundet erst einmal alles um ihn herum. Ich war da keine Ausnahme, kletterte auf den Dachboden, der voller Gerümpel war, und entdeckte einen echten Schatz: zahllose alte Bücher, gedruckt mit alten, nicht mehr gebräuch-lichen Buchstaben, und Zeitschriften wie „Gefilde“ und „Rund um die Welt“ aus der Zeit vor der Revolution. Also mit Büchern war ich für den Sommer versorgt!

In der näheren Umgebung entdeckte ich einen Fluss. Dort gab es auch einen Sprungturm, bei dem sich andere Jungen und die Rotarmisten aus der nahen Kaserne befanden. Am Wochenende ging ich mit meinem Vater zum Fluss, etwas weiter flussabwärts. Schwimmen konnten wir beide nicht, deswegen wollten wir uns nicht vor den anderen blamieren. Das Wasser war herrlich warm, der gelbe Sand des Flussbodens schimmerte durch. Man konnte die Steine auf dem Boden sehen und die umherflitzenden Fische beobachten. Wir hatten viel Spaß im Wasser und bespritzten uns gegenseitig. Doch dann wollte ich den Fluss genauer besehen. Nach vielleicht sechs, sieben Metern wurde die Strömung stärker. Ich wollte noch weiter, aber die starke Strömung riss mich in einen Wasserstrudel. Nach ein paar Schreien ging ich unter. Ich schluckte Wasser, tauchte auf, schrie und ging wieder unter. Mein Vater eilte mir zu Hilfe. Zum Glück sahen die Rotarmisten, dass ich am Ertrinken war, sonst wären wir beide verloren gewesen, mein Vater und ich. Schon halb bewusstlos, gingen mir die Gedanken durch den Kopf: „Ich ertrinke, das wird spannend, wenn ich das in der Schule erzähle.“ Ein paar Blitze, dann wurde es dunkel um mich herum. Zurück am Ufer kam ich wieder zu mir, man hatte

mich wiederbelebt. Nach 20 Minuten gingen wir zurück zur Datscha. Mama erzählten wir nichts von dem Vorfall, um sie nicht unnötig zu beunruhigen.

Unsere Zweizimmerwohnung in Minsk befand sich in einem kleinen Holzhaus in der Myasnikova-Straße 89. Links vom Haus, im nächsten Straßenviertel, ragte ein riesiges graues Gebäude der Regierung in die Höhe. Rechts von uns stand eine schöne alte Kirche am Rand eines großen Platzes. Hinter dem Platz, über der Sowjetskaja-Straße und dem Park, der zum Bahnhof führte, war eine Eisenbahnbrücke zu sehen. Dünne, frischgepflanzte Bäume standen rechts und links am Wegrand. Im Winter schnappte ich meine Skier, und fünf Minuten später fuhr ich schon den Abhang zu den Bahngleisen hinunter. Manchmal liefen wir im Park mit den Jungen um die Wette Ski.

Im Haushalt hatte ich nicht viel Aufgaben. Ich holte gespaltenes Holz aus dem Stall und heizte die Öfen im Zimmer und im Arbeitszimmer an, wo ich auf einem Feldbett schlief. Später kauften meine Eltern den Nachbarn ein Zimmer ab. Ich besorgte auch Kerosin und stand in der Schlange an, um Brot und Lebensmittel zu kaufen. Solange die Schulnoten stimmten, ging ich ins Kino oder ins Haus der Pioniere. In der Schule und im Haus der Pioniere gab es Schützenvereine, in die ich als Drittklässler aber nicht aufgenommen wurde. Vergeblich versuchte ich den zuständigen Leuten klarzumachen, dass ich sehr gut schießen konnte. Ich wurde ausgelacht und zum Holzbastelkreis geschickt. Das interessierte mich aber gar nicht, deswegen fing ich an, Schach zu spielen. Nach einem Jahr, in dem ich meiner Ansicht nach einigermaßen Schach spielen gelernt hatte, konnte ich doch bei den Schützen anfangen. Sie hatten einen Schießstand, und bald wurden IsjaWendrow, der stärkste Junge aus unserer Klasse, und ich als die Besten der Schule zum Stadtwettbewerb geschickt. Davor schossen wir nie unter Zeitdruck. Jetzt beim Wettbewerb durften wir erst einmal probeweise schießen, mit dem guten Ergebnis von 27 und 28 Punkten. Als dann aber verbindlich geschossen wurde, erreichten wir das katastrophale Ergebnis von jeweils 5 Punkten. Damit war es vorbei mit unserer Schützenkarriere.

Als besonders schick galt es unter den Jungen zu rauchen. Da die Papirossy<sup>6</sup> nicht an Minderjährige verkauft wurden, waren sie umso begehrt. Das Rauchen steigerte in unseren Augen unseren Selbstwert, und welcher Junge will nicht schneller als erwachsen gelten? Mein Vater rauchte nie, dafür meine Mutter umso mehr. Es war für mich kein Problem, aus der Tasche meiner Mutter drei, vier Papirossy zu klauen. Unter der Treppe oder auf der Toilette rauchten wir bis zum Erbrechen. Als Kunst galt es, Rauchringe oder Wölkchen zu bilden. Zum Glück hatte ich bald die Nase voll davon. Bis zum Alter von 23 Jahren rauchte ich dann nicht mehr.

Nachts sammelten sich streunende Katzen vor dem Haus. Wir Jungen erklärten ihnen den Krieg. Die Katzen aus unserem Haus kannten wir natürlich und taten ihnen nichts. Sobald aber eine fremde auftauchte, flogen die Steine. Schon bald kamen keine fremden Katzen mehr zu uns. Einmal entdeckten wir ein Katzenjunges und griffen es sofort an. Das arme Kätzchen versuchte wegzulaufen, aber wir töteten es. Ich machte wirklich sehr ungern mit, wollte aber nicht als Schwächling abgestempelt werden. Bei dem Anblick des grausam getöteten Kätzchens wurde mir jedoch übel. Ich lief nach Hause, wo ich mich übergab. Nächtelang träumte ich davon. Danach verfolgte ich nie wieder Katzen.

Die benachbarte, leerstehende Kirche war zu einem Lager für Lebensmittel umfunktioniert worden. Einen Laden gab es dort auch. Verkauft wurden steinharte Kekse, Kraftfutter und getrockneter Fisch. Der Fisch, ein Rotauge, war günstig und sehr lecker. Er wurde in großen Tüten auf einem Pferdegespann angeliefert. Den gesalzenen und getrockneten Fisch schlug man erst am Schuhabsatz oder am Treppengeländer weich, dann kamen die Schuppen ab, und schon konnte man dran knabbern. Die Keller der Kirche waren mit Holztüren verschlossen, die von Kupfernieten übersät waren. Große Vorhängeschlösser waren innen und außen angebracht. Es sah so aus, als sei seit der Schließung

---

<sup>6</sup> Papirossa ist eine Zigarettenart, die überwiegend in der Sowjetunion hergestellt und konsumiert wurde und heutzutage in den Postsowjetländern angeboten wird.

der Kirche niemand in den Kellern gewesen. Irgendwann kam jemand aus der Verwaltung auf die Idee, die Kirche zu sprengen. Wozu das gut sein sollte, wusste niemand. Das Lager und der Laden wurden geräumt, die Fensterscheiben in den umliegenden Häusern wegen der Explosion verklebt. Die leere Kirche mit den kaputten bunten Gläsern in ihren spitzen Fenstern, mit den abgebauten Kreuzen, den zerbrochenen Türen und den herausgerissenen Bodendielen stand vor der Sprengung lange Zeit als stummer Vorwurf an die Barbaren des 20. Jahrhunderts noch da. Einer der Jungen kam auf die Idee, im Keller nach Schätzen zu suchen. Die Türen waren schon aufgebrochen, so gingen wir, ausgerüstet mit Kerzen und Taschenlampen, Spaten und Werkzeug in die Kirche. Schätze fanden wir keine, dafür aber haufenweise alte Bücher, die in einem der Keller herumlagen. Die meisten hatten kirchliche Themen zum Inhalt und waren in kirchenslawischer Sprache, etliche auch in Altrussisch. Es gab aber auch Wörterbücher wie „Brockhaus-Efron“ oder andere, die in schönen, goldbedruckten, aber verschimmelten Einbänden waren. Außerdem waren dort bis zu zehn Kilo schwere, mit Leder bespannte Holzrahmen mit Kupferschnallen und vieles mehr zu finden. Ein paar Bücher nahm ich mit nach Hause, aber mein Vater verbot mir, Diebesgut heimzubringen. Mein Einwand: „Was für Diebesgut? Die gehören doch niemandem, niemand interessiert sich dafür!“, zog nicht. Einer von den Jungs, Sjomka, fand eine einfache Möglichkeit, die Bücher zu Geld zu machen: Wir verkauften sie als Altpapier. Damit waren wir für anderthalb Monate mit Taschengeld versorgt, das wir für Eis, Kino und Bonbons ausgaben. Später kamen Lumpensammler, die alles mitnahmen und vermutlich an denselben Altpapierhändler verkauften wie wir. Sechs Monate später wurde die Kirche doch noch gesprengt. Sehr lange danach wurden noch die Ziegel rausgeholt. Anstelle der Kirche wurde nichts Neues gebaut.

Unsere Nachbarn, die Maisels, besaßen ein Grammophon, so ging ich öfter zu ihnen hinüber, um Schallplatten abzuspielen. Der Sohn der Nachbarin, Solja genannt, war fast schon erwachsen und sollte bald mit der Schule fertig werden. Mit einem kleinen Knirps wie mir wollte er nichts zu tun haben. Er hatte andere Interessen: Berufswahl, Mäd-

chen und so. Darüber machte ich mir noch keine Gedanken. Alles zu seiner Zeit! Einmal kam ich zu ihm, als er gerade Radio hörte. Das Gerät hatte er sich selbst zusammengebaut. Er gab mir einen Kopfhörer, als gerade ein Konzert aus Moskau übertragen wurde. Ich mochte Musik, aber leider hatten wir zu Hause kein Musikinstrument. Also hing ich meiner Mutter so lang in den Ohren, bis bei uns ein Radioempfänger installiert wurde. Von da an saß ich ständig vor dem Empfänger und hörte mir alles an, was gerade kam: Opern, Konzerte, Erzählungen und anderes.

Eines Morgens hörte ich im Radio: „Achtung! Hier spricht Moskau. Eine wichtige Durchsage! An alle! Wir sind von Deutschland angegriffen worden!“

## Der Krieg

Am ersten Tag des Krieges passierte nichts. Natürlich waren alle aufgeregt und empört, dass die Deutschen den Nichtangriffspakt gebrochen hatten. Aber nach allem, was wir von früher aus Zeitungen und Filmen wussten, gingen wir davon aus, dass wir in drei bis vier Wochen oder in höchstens zwei Monaten die Faschisten schlagen würden. Wir hofften sehr auf einen Streik der deutschen Arbeiterklasse. Die Worte aus einem Lied: „Schlage den Feind mit wenig Blut auf seinem Territorium“, waren allen bekannt. Keiner von uns konnte sich vorstellen, dass die deutsche Wehrmacht es schaffen würde, bis nach Minsk vorzudringen.

Für den Fall, dass es einzelnen deutschen Flugzeugen dennoch gelingen sollte, uns zu bombardieren, hoben wir auf Anordnung des Zivilschutzes in den Höfen vor den Häusern flache Gruben aus, die uns vor den Bomben schützen sollten. Viel Einsatz brachten wir nicht bei der Arbeit, da keiner glaubte, dass es so weit kommen würde.

Am nächsten Tag sahen wir hoch am Himmel einige deutsche Spionageflugzeuge, die von Flugabwehrkanonen abgeschossen wurden. Diese Flugzeuge warfen keine Bomben ab. Somit erschien der Krieg ganz weit weg zu sein, irgendwo bei der Grenze. Im Radio wurde gemeldet, dass es aufgrund des unerwarteten, provozierenden Angriffs den Nazis gelungen sei, einige Dörfer und Grenzorte einzunehmen. Dies sei aber schnell wieder vorbei. In wenigen Tagen sei die Wehrmacht zurückgedrängt und dann finde der Krieg auf dem deutschen Territorium statt. Der Kriegszustand wurde ausgerufen, und die ganze Bevölkerung sollte am Wohnort bleiben und nicht in Panik und Provokation verfallen. Das unerlaubte Fernbleiben vom Arbeitsplatz wurde als Fahnenflucht betrachtet und mit der Todesstrafe geahndet. Vor den Lebensmittelgeschäften versammelten sich Menschenmengen in langen Schlangen. Die Leute kauften alles, was es zum Kauf gab, auf Vorrat: Petroleum, Salz, Seife, Grütze, Konservendosen und vieles andere mehr. Genauso lange Schlangen waren in den Banken und Spar-

kassen. Die Geldanleger forderten ihre Anlagen zurück, es wurden aber nur 200 Rubel pro Person ausgezahlt. Dies war der Wochenlohn eines Arbeiters. Durch die ganze Stadt verbreiteten sich die beunruhigenden Gerüchte, dass die Nazis mit ihren Panzern vormarschierten, dass überall nur Verrat herrsche und dass wir keine Flugzeuge besäßen. Durch den Verrat seien alle Flugzeuge auf den Flugplätzen zum Reparieren zerlegt und von den Deutschen zerbombt worden. Tatsächlich konnten wir über unserer Stadt keine sowjetischen Flugzeuge sehen. Dadurch schien das Gerücht bestätigt zu sein. Zudem kamen die ersten Flüchtlinge aus dem westlichen Teil Weißrusslands.

Meine Mutter hatte Dienst in ihrem Krankenhaus als Hauptmann der Reserve. Mein Vater war, trotz eines angeborenen Herzfehlers, ebenfalls Kommandeur der Reserve und für die Luftabwehr und die Verteidigung gegen chemische Waffen an seinem Institut zuständig. Meine Schwester Sofia, unsere Haushaltshilfe Maria und ich saßen zu Hause.

Obwohl ich zu Hause bleiben sollte, eilte ich gleich am ersten Tag des Krieges zu meinem Klassenkameraden und Freund Grischa Dubowsky. Ich hatte fantastische Pläne, wie wir beiden Sechstklässler unserer Armee helfen könnten, die Faschisten zu besiegen. Zu meinem Bedauern war Grischa nicht zu Hause. Die Familie war verreist, aber davon abgesehen konnte Grischa die Frauen – seine Mutter und seine beiden Schwestern – nicht alleine zurücklassen. Da ich ganz alleine auch nicht in den Krieg ziehen wollte, beschloss ich, erst einmal abzuwarten. Über der Stadt waren ab und zu einzelne deutsche Flugzeuge zu sehen, und die ersten Bomben fielen auf Minsk. Vermutlich zerstörten sie nicht viel, aber wir kapierten nun, dass der Krieg nicht irgendwo weit weg an der Grenze war, sondern hier, und dass wir etwas dagegen unternehmen mussten.

Die ersten Lastwagen, die die verschiedenen Behörden evakuierten, verließen die Stadt. In unseren Hof kam ein kleiner, verstaubter Lastwagen, der einige Frauen und Kinder transportierte und von einem Soldaten der Roten Armee gefahren wurde. Dieser trug eine graue, schmutzige und zerrissene Uniform. Meine Mutter ging zum Lastwa-

gen, sprach mit den verängstigten Frauen und nahm sie zu uns herein. Es stellte sich heraus, dass es Frauen und Kinder aus Belostok waren. Belostok war von den Nazis besetzt worden und brannte bereits. Die Frauen hatten keine Kleidung und keine Lebensmittel dabei. Ihre Männer hatten sie in Autos gesetzt und angewiesen, nach Osten zu fahren. Manche der Männer waren schon gefallen, andere kämpften tapfer weiter und leisteten den Deutschen, die sie umzingelten und zu vernichten drohten, Widerstand. Die Frauen waren die ersten, die die Hölle verlassen hatten. Unterwegs waren sie von Tieffliegern bombardiert und beschossen worden.

Wir hatten in unserer Wohnung keine Badewanne, so dass meine Mutter das Wasser für die Flüchtlinge auf unserem Kerosinheizgerät kochte. Da unsere Nachbarinnen nicht zu Hause waren, gab sie den Frauen Kerosinheizgeräte von den Nachbarinnen und dazu Lebensmittel, damit sie für sich und ihre Kinder Essen zubereiten konnten. Während sie aßen und sich wuschen, suchte meine Mutter einige ihrer Kleider und Hausmäntel für sie heraus. Inzwischen war der Fahrer, der irgendwo zwei Kanister Benzin gefunden hatte, zurück und bat die Frauen, sich zu beeilen. Sie boten uns einen Platz in ihrem Lastwagen an. Meine Mutter lehnte das Angebot jedoch ab mit der Begründung, dass sie laut dem offiziellen Arbeitsbefehl ihrer Arbeit im Krankenhaus nachgehen müsse, sonst drohe ihr die Todesstrafe. Wären wir lieber dieser Einladung gefolgt! Bereits am nächsten Tag war es nicht mehr möglich, unsere Stadt mit einem Auto zu verlassen. Es gab auch keine Zugverbindungen mehr, weil die Gleise zerbombt waren. Eine Flut von Menschen strömte nach Minsk.

Lastwagen, Personenwagen, Busse, Fuhrwerke, Menschen mit Schubkarren und Kinderwagen, die mit allem möglichen voll bepackt waren, kleine Kinder mit angsterfüllten Augen – alle drängten Richtung Osten und wurden von den ersten Jagdbomberstaffeln verfolgt. Die Stadt ging in Flammen auf. Die Feuerwehr schaffte es nicht, die vielen gleichzeitigen Brände zu löschen. Die Straßen konnten nicht betreten werden. Es brannten Tausende Häuser zur gleichen Zeit. Das Zischen der fallenden Bomben und das Dröhnen der einstürzenden Häuser waren

überall zu hören, Explosionen, das Poltern der fallenden Dächer und der Treppengeländer, Schreie und Heulen der Menschen, die unter den einstürzenden Trümmern begraben wurden und lebendig verbrannten. So sah die Realität aus! Über der Stadt flogen deutsche Flugzeuge so tief, dass ihre Motoren zu hören waren. Auf den Straßen lagen viele Dinge, die von den Flüchtlingen weggeworfen worden waren, aber auch viele Tote und menschliche Körperteile. Jeder, der noch am Leben war, versuchte, aus der Stadt in die Randgebiete zu fliehen, dahin, wo die Bombenangriffe weniger stark waren.

Wir nahmen einige Lebensmittel mit und versteckten uns auf dem Freiheitsplatz in einem Schutzbunker, der sich unter dem Gebäude der ehemaligen Kirche befand. Dort trafen wir einige uns bekannte Frauen aus der Stadt mit ihren Kleinkindern. Bereits am ersten Tag des Krieges waren die meisten ihrer Männer an die Front eingezogen worden, und keine der Frauen wusste, wo sie stationiert waren. Eine Frau war zunächst zusammen mit ihrem Mann, dem Leiter eines chemischen Instituts, im Bunker. Der Mann war jedoch schnell in sein Labor gelaufen, um einige wertvolle Platingefäße zu retten. Er hatte versprochen, in einer Stunde zurückzukommen, war aber auch am nächsten Tag noch nicht zurück.

Der Schutzbunker wurde von gewaltigen Explosionen erschüttert. Das Elektrizitätswerk war längst zerbombt. Ein paar schwach brennende Kerzen konnten das Innere des Bunkers, in dem sich 150 bis 170 Menschen befanden, nicht erleuchten. Einige Rotarmisten kamen mit Elektroleuchten, um die Papiere der Männer zu überprüfen. Sie nahmen irgendeinen Kommandeur in zerrissener, nach Schießpulver riechenden Uniform mit, der auf dem Boden schlief und dessen Papiere verdächtig erschienen.

Ein Bombenangriff folgte auf den anderen. Alle 40 bis 50 Minuten kamen neue „Schmutzgeier“-Staffeln mit 40 Junkers-Flugzeugen angefliegen, die die vorherigen ersetzten, die mit ihren Bombardements fertig waren. Von uns waren keine Flugzeuge über der Stadt zu sehen. Die Flakbatterien waren schon am ersten Tag zerstört worden. Die

Stadt lag ungeschützt da und wurde von den Deutschen planmäßig und ungestraft zerstört.

Mein Vater ging kurz heim, um Kleidung und Lebensmittel zu holen, weil wir Minsk verlassen wollten. Obwohl unser Haus nur gut 20 Minuten vom Bunker entfernt lag, war er etwa drei Stunden weg. Meine Mutter hielt die Ungewissheit nicht mehr aus und lief während einer Angriffspause schnell nach Hause. Sie war auf das Schlimmste gefasst. Zu Hause stellte sie fest, dass während eines Bombenangriffes die Fensterrahmen unserer Wohnung herausgerissen worden waren. Mein Vater war auf den Boden geschleudert und durch das zerschlagene Glas leicht verletzt worden. Sie nahmen etwas Kleidung und Lebensmittel mit und kehrten zurück in den Schutzbunker.

Da es keine Transportmittel mehr gab, beschlossen wir, die Stadt zu Fuß zu verlassen. Mit uns zusammen gingen auch ein paar Frauen mit ihren Kindern, die wir kannten. Eine der Frauen trug auf dem Arm ein Mädchen von etwa drei Jahren, das sehr hübsch war und große, schwarze Augen hatte. In ihrem Haar prangte eine riesige weiße Schleife.

Unsere Haushaltshilfe, Maria, eine junge Frau aus einem nahegelegenen Dorf, ging zurück nach Hause. Es gelang uns, über die Stadtrandgebiete auf die Mogilevstraße zu kommen. Wir hofften, dass es hier weniger Bombenangriffe geben würde als auf der Hauptstraße. Ich trug ein rotes Pioniertuch um den Hals und hatte „Die geheimnisvolle Insel“ von Jules Verne bei mir, ein Buch, das ich auf keinen Fall zurücklassen wollte. Außerdem hatte ich etwas zu essen und einen vollen Teekessel mit. Meine Eltern trugen Rucksäcke und eine Tasche, meine Schwester Sofia hatte ihre Puppe in der Hand. Wir konnten uns nicht schnell fortbewegen, weil viele kleine Kinder dabei waren, die zum Teil getragen werden mussten. Mama half mir, alle Adressen von unseren Verwandten in Saransk und Poti im Kaukasus auswendig zu lernen. Sie bestand darauf, damit ich in der Lage wäre, allein oder mit meiner Schwester in Richtung Osten zu gehen und dort die Verwandten zu finden, falls sie nicht mehr da wäre oder wir uns verlieren würden.

Auf der Hauptstraße gingen 40 bis 50 Männer und Frauen, die von etwa zehn bewaffneten Soldaten geführt wurden. Am Straßenrand lagen tote Menschen und persönliche Sachen, die weggeworfen oder zurückgelassen worden waren. Hinter der nächsten Kurve war eine Droschke zu sehen. Das tote Pferd lag am Straßenrand daneben. In der Droschke saßen der Droschkenführer und einige Frauen mit ihren Kindern. Das erschien mir sehr seltsam. Wenn das Pferd tot war, wieso saßen sie dann noch in der Droschke? Erst als wir näherkamen, bemerkte ich, dass sie alle tot waren.

In der Nacht war über Minsk ein riesiger Feuerschein zu sehen. Im Umkreis von etwa 20 Kilometern wurden Ruß und verbranntes Papier vom Wind umhergeweht. Die Jagdstaffel flog hoch am Himmel, aber den Flüchtlingen wurde keine Beachtung geschenkt. Nur manchmal wurde aus einem Maschinengewehr geschossen. Viel schlimmer aber waren die Angriffe der Focke Wulf-Flugzeuge. Dieser zweimotorige Jäger flog sehr tief, nicht weit über den Baumkronen. Er kam sehr plötzlich mit rasender Geschwindigkeit von jenseits des Waldes oder über den Hügeln hergeflogen, und beschoss entlang der Hauptstraße alles, was lebte, mit Maschinengewehren. Die einzige Möglichkeit, sein Leben zu retten, war, in den Straßengraben zu springen und sich tot zu stellen. Aufs Feld oder in Richtung Wald zu laufen war nutzlos, denn dieser Jäger flog einige Male hin und her und erschoss alle, die wegliefen.

Nach Osten bewegte sich eine Kolonne aus leichten Panzern und anderen Militärfahrzeugen (u.a. Tanketten). Die Brücke über das nah gelegene schmale Flüsschen war zerbombt worden. Die Panzer hielten vor der zerstörten Brücke. Solange diese repariert wurde, sprangen etwa zwanzig Soldaten der Roten Armee ins Wasser, um zu schwimmen. Sie behielten ihre Uniformen an, zogen lediglich ihre Stiefel aus. Es war schrecklich heiß. Die Geflüchteten baten die Panzersoldaten, wenigstens die Kinder und Frauen mitzunehmen, aber der Kolonnenkommandant lehnte es ab mit der Bemerkung: „Es ist nicht erlaubt!“

Von Minsk aus kamen mit hoher Geschwindigkeit und laut hupend Lastwagen, die voll von Menschen waren. Die vom Krieg flüchtenden Men-

schen waren nicht nur im Laderaum, sondern standen auf jedem Trittbrett und überall, wo sie sich irgendwie festhalten konnten.

Manchmal transportierten die Lastwagen Möbelstücke: Schränke, Sofas, Regale und noch dazu große Zimmerpflanzen in Töpfen. Nur einige wenige Menschen saßen darin. Es hätten so viele erschöpfte Menschen hineingepasst. Manche versuchten, die Lastwagen anzuhalten, hoben ihre kraftlosen Kinder hoch oder fielen vor den Lastwagen auf die Knie. Aber alle Bemühungen blieben erfolglos. Die Wagen rollten einfach weiter und erhielten dafür Flüche. Auf unserem Weg begegneten uns am Straßenrand Leichen von drei Rotarmisten. Es war klar, dass sie nicht durch fliegende Flugzeuge getötet worden waren. Sie waren einfach erschossen worden. Oft ließen die Deutschen Fallschirmjäger abspringen, die unsere Uniform trugen. Deshalb waren wir besonders vorsichtig, wenn wir einzelne Rotarmisten sahen.

Zuweilen lagen auf der Hauptstraße Menschen, die von Panzern oder Autos zerquetscht worden waren. Zurück blieb eine Masse aus Knochen, Fleisch und Eingeweiden. Keiner räumte diese Leichen vom Straßenrand weg. Die Autos und Lastwagen fuhren über die Überreste. Der Gestank dieser Toten war ekelerregend.

Wir verbrachten die Nacht im Wald, nicht weit von der Hauptstraße. Außer uns waren dort viele andere Flüchtlinge. Ab und zu kamen kleine Gruppen von Männern auf die fliehenden Menschen zu und nahmen alle Wertsachen, Geld und Nahrungsmittel weg. Keiner wagte es, diesen Männern zu widersprechen. Es waren Kriminelle, die aus Gefängnissen entlassen worden waren, Banditen und Diebe. Sie konnten nicht evakuiert werden, da die Wachmänner geflohen waren. Somit nutzten die Gefangenen die Gelegenheit, auf den Straßen zu plündern. Alle, die sich ihnen in den Weg stellten, töteten sie kurzerhand.

Wir hatten keine Nahrungsmittel mehr. Daher blieb uns nichts anderes übrig, als in die am Straßenrand liegenden Dörfer zu gehen. Mit großer Mühe kauften wir Brot und Milch für uns Kinder, wobei wir den fünf- bis zehnfachen Preis zahlen mussten. Manches Mal gaben uns

aber die Frauen aus den Dörfern die Lebensmittel umsonst, weil sie mit uns Mitleid hatten. Dabei klagten sie bitterlich und verfluchten die Deutschen.

Eines Tages hielt auf der Hauptstraße ein kleiner Lastwagen, der in Richtung Minsk unterwegs war. Hinten saßen vier Soldaten der Roten Armee. Sie gaben den Flüchtlingen Wasser zum Trinken und warnten uns alle, dass die Straße vor uns von den Nazis abgeschnitten worden sei. Die Soldaten rieten uns, zurück nach Minsk zu gehen, weil die deutsche Armee schon zurückgedrängt sei und bald alle Soldaten zurückkehren würden. Zwölf bis fünfzehn Personen beschlossen, wieder umzudrehen. Wir wurden etwa 15 Kilometer in Richtung Minsk von den Soldaten mitgenommen. Hier bog der Lastwagen in eine Landstraße ein, und wir sollten aussteigen. Ein paar Stunden konnten wir uns im Gebüsch ausruhen. Da niemand kam, um uns abzuholen, begaben wir uns wieder auf den Weg in Richtung Mogilev.

Ende Juli kamen wir in eine kleine Stadt mit Namen Tscherven, durch die die Hauptstraße verlief. In einem kleinen Holzhaus am Stadtrand durften wir übernachten. Uns wurde sogar ein Zimmer freigeräumt! Die Frauen wuschen sich und kauften Kartoffeln für das Mittagessen. Währenddessen ging mein Vater in die Stadt, um nach irgendeiner Behörde zu suchen: dem Exekutivkomitee, dem Stadtbezirksexekutivkomitee oder dem militärischen Rekrutierungsbüro. Im Gebäude des Stadtbezirksexekutivkomitees waren Fensterscheiben zerschlagen und Menschen verluden Säcke mit Papieren, Schreibmaschinen, Telefonen und vielem anderen in zwei Pritschenwagen. Offensichtlich war die Evakuierung in vollem Gange. Meinem Vater sagte man: „Wir haben jetzt keine Zeit für Sie. Kommen Sie morgen früh wieder.“ Am Morgen wurde die Stadt kampfflos von den Nazis eingenommen.

## Die Besatzung

Morgens, als alle noch schliefen, ging ich aus dem Haus, weil von der Nachbarstraße her Autos zu hören waren. Ich hoffte, dass ein Wagen anhalten würde, um zu tanken, und dass er uns dann mitnehmen würde. Als ich die Hauptstraße erreichte, auf der die Autos fuhren, stellte ich fest, dass es deutsche LKWs mit Soldaten und verschiedenartiger Ladung waren. Hinter den Lastwagen waren Kanonen und mobile Küchen befestigt, aber nirgendwo hörte man es schießen. In einer der Straßen sah ich, dass die Fensterrahmen der Apotheke und eines Geschäftes daneben herausgebrochen waren und Menschen alles plünderten, was irgend möglich war. Unter den Plünderern waren auch einige deutsche Soldaten.

Ich kletterte auch in die Apotheke hinein. Die Schaufenster waren alle zerschlagen. Tabletten, verschiedene Fläschchen mit Arzneimitteln, Verbandstoffe, Watte – alles lag auf dem Boden verteilt zwischen Glascherben. Ich nahm etwas Verbandszeug und steckte irgendwelche Tabletten in die Tasche mit dem Gedanken: „Sie werden schon jemandem nützen, wenn nicht mir, dann jemand anderem.“ Dann ging ich durch eine schief hängende Tür in das andere Geschäft hinein. Dort war nichts mehr übriggeblieben. Alles war geplündert. Die Menschen, die aus dem Geschäft herauskamen, liefen weiter, um einen anderen Laden aufzubrechen. Es war dunkel. Ich tastete mit den Händen die umgestoßenen Kisten ab und fand zwei Flaschen. Eine behielt ich in der Hand und die andere steckte ich unter das Hemd. Beim Rausgehen stieß ich auf einen deutschen Soldaten. Als er die Flasche in meiner Hand sah, streckte er seine Hand aus, um die Flasche zu nehmen. Ich versteckte die Flasche hinter meinem Rücken. Im gleichen Augenblick schlug er so kräftig zu, dass ich das Gleichgewicht verlor und zu Boden fiel. Er hob die Flasche auf, schimpfte und ging davon. Eine Flasche hatte ich gerettet. Ich eilte nach Hause, um alle zu warnen, dass die Deutschen in der Stadt seien, doch alle wussten es bereits. Die Frauen weinten und mein Vater sah bestürzt aus. Ich erzählte, was ich gesehen und erlebt hatte, und zeigte meine Beute. In der Flasche war Pflau-

menschnaps. Mein Vater nahm zwei Gläser aus dem Schrank, schenkte mein Glas halb und seins voll ein. Schweigend tranken wir den Schnaps und schauten uns an. Es war das erste Mal für mich. Mein Vater hat nie getrunken oder geraucht, und selbst an Feiertagen erlaubte er mir nicht, auch nur einen Schluck Wein zu trinken.

Es machte keinen Sinn mehr, weiter nach Osten zu fliehen. Die Nazis waren bereits zu weit vorgedrungen und nur ganz in der Ferne hörte man Geschützlärm. Einen Tag später hörte auch das auf. Keiner von uns wusste, was wir tun sollten. Es hatten sich mittlerweile viele Flüchtlinge in Tscherven angesammelt, und am dritten Tag der Besatzung hingen plötzlich an allen Häusern Zettel mit Anordnungen des deutschen Kommandanten auf Deutsch und auf Russisch. Dort stand, dass der Aufenthalt auf den Straßen nur bis 21 Uhr erlaubt war. Außerdem mussten alle Gewehre, sogar Jagdgewehre, und alle Radios abgegeben werden. Hinzu kam, dass alle Männer im Alter von 14 bis 70 Jahren sich beim Arbeitsamt melden sollten. Die Flüchtlinge sollten die Stadt verlassen und an ihre ursprünglichen Orte zurückkehren. Alle Anordnungen endeten mit der Drohung der unverzüglichen Todesstrafe bei Nichtbefolgung. Es zweifelte niemand daran, dass die Deutschen dies auch durchführen würden. Natürlich wollten wir leben! So machten sich die Flüchtlinge auf, Tscherven zu verlassen: einige nach Minsk, andere in die umliegenden Städte und Dörfer. Auch wir kehrten zurück nach Minsk. Wieder auf demselben Weg, aber dieses Mal in die umgekehrte Richtung, nach Westen. Die deutschen Truppen kamen uns entgegen. Pferdefuhrwerke zogen mobile Küchen, Sanitätswagen und Lafetten. Viele Panzer und Laster fuhren an uns vorbei. Uns beachtete niemand. Einmal holte uns eine Kolonne von russischen Gefangenen ein, die von deutschen Soldaten eskortiert wurde. Wir gingen wie gewöhnlich am Straßenrand. Von dort aus beobachteten wir, wie einer der Gefangenen sich bückte und ein Hufeisen aufhob, was für ihn Glück bedeutete. Das bemerkte einer der Soldaten, zog ihn aus der Kolonne heraus und schlug ihm schimpfend und schreiend einige Male ins Gesicht. Der Offizier kam dazu und sprach mit dem Soldaten. Danach kamen zwei weitere Soldaten dazu, führten den Rotarmisten einige Meter von der Straße weg und erschossen ihn.

Von rechts und links drang aus den Straßengräben starker Leichengestank, denn es war sehr heiß, bestimmt über 30 Grad, und keiner begrub die Toten. Laut heulend flogen hoch am Himmel Geschwader von Flugzeugbomben nach Osten. Von unseren Flugzeugen jedoch sah man kein einziges.

Als wir durch Smilavichy kamen, etwa 35 Kilometer von Minsk entfernt, kam ein deutscher Soldat zu uns her und unterhielt sich mit meinem Vater, der gut Deutsch konnte. Er sprach davon, dass der Krieg in einem oder zwei Monaten vorbei sei. Russland sei nur ein zerbrechlicher Getreidehalm und sobald die Deutschen Moskau eingenommen hätten, sei der Krieg zu Ende. Als er erfuhr, dass wir aus Minsk kämen, berichtete er, Minsk sei fast vollständig zerstört und lediglich ein paar kleine Häuser am Rande seien stehen geblieben. Alles andere sei abgebrannt. Er befahl uns, einen Topf und einen Wasserkocher mitzunehmen, und führte uns zu dem Küchenwagen, wo wir grüne Suppe und heißen Reisbrei bekamen, was vom Mittagessen der Soldaten übrig geblieben war. Viele ausgehungerte Flüchtlinge kamen sofort dazu, um auch etwas zu essen zu bekommen. Der Koch lachte laut und teilte die Reste aus. Da wir davon ausgingen, dass unser Haus in Minsk abgebrannt war, beschlossen wir, hier in Smilavichy zu bleiben; hier gab es kein Aufenthaltsverbot für Flüchtlinge. Wir richteten uns den Umständen entsprechend so gut wie möglich ein. In einem Haus durften wir auf der Veranda unser kleines Lager aufschlagen. Weil wir schon lange keine Lebensmittel und kein Geld mehr hatten, waren wir gezwungen, unsere verbliebenen Wertsachen gegen Nahrungsmittel einzutauschen.

Für ein Stück Stoff, aus dem ein Herrenanzug genäht werden sollte, bekamen wir zwei Sack Kartoffeln, ein halbes Pfund Buchweizen und ein Kilo Speck. Meine Mutter glaubte, einen guten Tausch gemacht zu haben, und wir hatten zu essen. Nach einer Woche gab es die nächste Anordnung der Deutschen. Alle Juden mussten an ihrer Kleidung, im Brustbereich und auf dem Rücken, ein gelbes Stück Stoff anbringen, zehn Zentimeter im Durchmesser. Das nannte man

„Flicker“<sup>7</sup>. Juden durften den Bürgersteig nicht mehr benutzen. Begegneten sie einem Deutschen, war es ihre Pflicht, fünf Meter davor die Mütze abzunehmen. Alle Männer ab 14 Jahren mussten die Arbeiten verrichten, die der Kommandant vorschrieb. Eine Entlohnung gab es dafür nicht. Jeder Verstoß gegen die Anordnung wurde durch Erschießen bestraft.

Meine Mutter war Kinderärztin, und weil es vor Ort kein Krankenhaus gab, kamen aus den Nachbardörfern viele Eltern mit ihren kranken Kindern zu ihr. Es gab keine Arzneimittel, somit wurden Naturheilmittel wie Gräser und Senfblätter verwendet, aber auch Schröpfgläser kamen zum Einsatz. Meine Mutter tat ihr Bestes, um den kranken Kindern zu helfen. Da wir großen Hunger litten, sagte sie nie Nein, wenn sie Lebensmittel als Lohn für die ärztliche Behandlung der Kinder bekam. Ich sah aus wie ein Zwölf- oder Dreizehnjähriger, weil ich so dünn war. Nach meiner Körpergröße erkundigte sich niemand, und so musste ich auch nicht arbeiten.

Wir blieben bis September in Smilavichy. Mein Vater las deutsche Zeitungen, die er ab und zu heimlich bekam. Ihren Berichten nach war unsere ganze Armee zerstört. Es gab Millionen von Gefangenen. Die Städte Smolensk und Moschaisk waren schon eingenommen und die Eroberung Moskaus stand kurz bevor. Die Zukunft sah sehr düster aus. Schwere Arbeit, Hungersnot, Beleidigungen, Schikanen. Aber das, was vor uns lag, war tausendmal schlimmer, als wir es uns je hätten vorstellen können! Ende September wurde auf Anordnung des Militärkommandanten allen Flüchtlingen befohlen, Smilavichy zu verlassen und an ihren früheren Wohnort zurückzukehren. „Wer irgendwo anders erwischt wird, wird erschossen!“, hieß es.

Also waren wir gezwungen, zurück nach Minsk zu gehen. Es gab viele Flüchtlinge, die aus Minsk kamen. Etwa 20 Männer hatten beschlossen, für die kleinen Kinder und die restlichen Gegenstände ein Trans-

---

7 „Flicker“ als Erkennungsmerkmal für Juden. Auf dem Territorium der Sowjetunion wurden statt gelben Sternen Stücke aus gelbem Stoff auf der Brust und auf dem Rücken getragen.

portmittel anzumieten und gemeinsam zu gehen. Da ich mir kurz vor der Reise einen Splitter von etwa zehn Zentimeter Länge tief in den Fuß eingetreten hatte und operiert worden war, durfte ich auch mit auf den Wagen. Gegen Abend erreichten wir die Stadt. Wir kamen in einem Zimmer unter, das uns eine Bekannte meiner Mutter, die Ärztin Margolina, angeboten hatte. Sie hatte Glück gehabt, wie man so sagt, denn ihre Vorkriegswohnung lag in der Straße Nemiga, die noch zum jüdischen Ghetto gehörte.

# Das Ghetto

Ein großer Teil der Stadt, der an den Friedhof grenzte, war für das Ghetto und für die Vernichtung der Juden bestimmt. Der Befehl der deutschen Kommandantur zwang alle Juden, in das Ghetto umzusiedeln. Menschen anderer Abstammung, die im Gebiet des jüdischen Ghettos wohnten, sollten in die freigewordenen jüdischen Häuser außerhalb des Ghettos umziehen. Nach dem Umzug ins Ghetto mussten die Juden die Ghattogrenze errichten, mussten Pfosten eingraben und Stacheldraht darauf aufziehen. Je mehr Menschen vernichtet wurden, desto kleiner wurde das Territorium des Ghettos. Die Grenzpfosten mit dem Stacheldraht wurden deshalb immer wieder versetzt. Das Ein- und Ausgehen aus dem Ghetto war nur in Begleitung der Deutschen oder mit einer Sondergenehmigung erlaubt. Die Juden mussten auf der Straße gehen und durften den Bürgersteig nicht benutzen. Das Betreten des Ghettos war für Nichtjuden untersagt. Strengstens verboten war auch der Austausch von Lebensmitteln über den Stacheldraht hinweg und überhaupt jegliche Gemeinschaft der Gefangenen mit der nichtjüdischen Bevölkerung. Alle Ghattobewohner mussten beim Arbeitsamt gemeldet sein. An ihrer Kleidung vorne und hinten mussten sie den gelben Flicker tragen und darunter ein weißes Band, auf dem Straße und Hausnummer aufgedruckt waren. Darüber hinaus gab es noch viele andere Vorschriften und Verbote.

Wenn die Deutschen einen Juden außerhalb des Ghettos und ohne den Flicker antrafen, bedeutete dies für sie, dass er mit den Partisanen, die in den umliegenden Wäldern aktiv waren, fliehen wollte. Erschossen wurden dann nicht nur er und seine Familie, sondern alle Bewohner des Hauses, in dem er lebte. Oft waren es 50 bis 70 Personen. Aus diesem Grund nannten die Gefangenen beim Verhör weder ihren Namen noch wo sie wohnten. So wurden sie zu Tode gefoltert.

Am Eingangstor des Ghettos stand eine Wache mit einem Maschinengewehr. Wer hinein oder hinaus wollte, musste einen Ausweis vorlegen. Es war aber auch durchaus möglich, unter dem Stacheldraht

hindurchzukriechen und in die Stadt zu gelangen oder zurückzukommen. Dass man dabei erschossen werden könnte, schreckte niemanden ab, denn früher oder später würden die Nazis doch alle erschießen. Alle Männer und Frauen im Alter von 14 bis 70 Jahren mussten Zwangsarbeit leisten. Sie bekamen Essen in Tagesrationen: 250 Gramm Brot, zehn Gramm Mehl oder Schrot, 30 Gramm Gemüse und fünf Gramm Salz. Das Brot sah eher nach Backstein aus, weil es zur Hälfte aus Holzspänen oder ausgepressten Körnern bestand. Diejenigen, die nicht arbeiteten, bekamen nur die Hälfte der Ration. Der Monatslohn für die Arbeit lag bei etwa acht bis zwölf Besatzer-Reichsmark<sup>8</sup>, wofür die Gefangenen 1,5 Kilo Brot auf dem Schwarzmarkt bekamen. Es gab im Ghetto keinen Strom. An den Abenden benutzte man Öllampen, Räucherkerzen und selbstgebastelte Karbid-Kerzen.

Nicht weit entfernt von unserem Haus stand ein Netztransformator. In der Nacht brachen mein Vater, einige andere Männer und ich in den Transformatorraum ein und nahmen das Öl für unsere Kerzen mit. Das Öl wurde in ein Trinkglas oder Einmachglas mit einem Docht aus Altkleiderfetzen gefüllt, und schon war die Kerze fertig. Lesen war bei diesem Licht nicht möglich, aber es herrschte wenigstens keine vollständige Dunkelheit.

Die Ernährung war ein riesiges Problem. Die Leute trockneten wegen Hunger und Mangelernährung aus wie Mumien oder hatten Hungerbäuche. Manche jedoch hatten alles: Brot, Wein, Butter und Speck. Die meisten von ihnen waren deutsche Lakaien – örtliche jüdische Polizisten und Juden, die für die Deutschen in der Verwaltung oder auf dem Arbeitsamt arbeiteten. Es gab auch einfach reiche Leute, die ihr Hab und Gut bei der Evakuierung nicht verloren hatten. Die Wertgegenstände wurden für Lebensmittel eingetauscht, was entweder am Stacheldrahtzaun oder bei der Arbeit mit der einheimischen Bevölkerung stattfand. Mein Vater beschloss, sich nicht beim Arbeitsamt zu melden, weil er einen Herzinfarkt hinter sich hatte. Die schwere Arbeit in der Stadt, die Aufräumarbeiten nach den Bombenangriffen, konnte er

---

<sup>8</sup> In allen besetzten Gebieten wurde die Reichsmark in Umlauf gebracht. Eine Reichsmark hatte den Wert von 10 Rubel.

nicht verrichten. So bekamen wir nur eine halbe Ration und mussten noch mehr hungern. Wir sammelten im Ghetto Brennnessel, Wegerich, Melden und andere Kräuter, zerkleinerten sie im Fleischwolf, vermischten alles mit Kartoffelresten, Weizen, Mischfutter und mit etwas Fischfett und machten daraus „Toschnotiki“, sogenannte Übelmacher. Davon bekamen wir Sodbrennen, aber man konnte es essen. Bei denen, die in der Hefefabrik arbeiteten und dort Hefe stahlen, konnten wir Hefe sehr günstig kaufen. Aus Hefe und Fischfett machten wir „Paschtete“ und brieteten sie zu den „Toschnotiki“.

Einige Male, als wir nichts mehr zum Essen hatten, kroch meine Mutter unter dem Stacheldrahtzaun hindurch. Sie ging in die Stadt zu den Eltern der Kinder, die sie vor dem Krieg ärztlich behandelt hatte. Dort bekam sie immer etwas: Kartoffeln, Brot, Getreide, manchmal auch ein Stück Speck. Es war aber sehr gefährlich. Später gründeten diese Eltern eine Art Elternkomitee. Die Frauen kamen abwechselnd zum Zaun zu ihrem „Doktor“ und brachten Lebensmittel. Jeder brachte so viel er konnte, denn ganz Minsk hungerte, nicht nur das Ghetto. Meine Mutter konnte ihren kleinen Patienten nicht mehr helfen, aber die Frauen kamen trotzdem ungefähr ein Jahr lang regelmäßig mit Lebensmitteln zum Zaun, auch wenn sie dabei ihr Leben riskierten. Das war für uns eine große materielle und moralische Unterstützung.

Tagtäglich mordete die deutsche Polizei im Ghetto, meistens nachts. Sie umzingelten irgendein Haus und töteten alle, die darin wohnten. Getötet wurden nicht nur diejenigen, die zu den Partisanen überliefen, sondern einfach jeder unter dem Vorwand der Flucht. Einmal hielt einer von der Gestapo meinen Vater an. Er war der Sohn eines russischen Emigranten namens Gorodetzky. Er gab meinem Vater einen Apfel und befahl ihm, sich an die Wand zu stellen und den Apfel auf den Kopf zu legen. Dann nahm er eine Pistole und schoss aus vielleicht 25 Meter Entfernung auf den Apfel. Dieser Spaß endete, Gott sei Dank, mit viel „Glück“. Hätte der Mann meinen Vater nach seinen Papieren oder nach dem Arbeitsausweis gefragt, den mein Vater nicht besaß, so hätte er ihn mit Sicherheit, ohne nachzudenken, erschossen.

Eines Tages kam jemand in einem Wagen mit einer Filmausrüstung ins Ghetto. Ein alter Mann mit gelbem Flickens musste unter Peitschenschlägen die Straße kehren, Steine und Ziegel schleppen und den Müll aufsammeln. Das wurde alles gefilmt. Allerdings gab es dabei keine Zuschauer; wer zufällig vorbeikam, eilte schnell davon. Meine Mutter sagte, der übel Misshandelte sei Professor Sitermann gewesen, ein vor dem Krieg bekannter Arzt aus Minsk.

Wir hatten weder Holz noch Kohle, und so mussten wir im Winter in den unbeheizten Räumen frieren oder Heizöl besorgen. Alle Holz-zäune und Strommasten im Ghetto waren bereits verbrannt worden. Geheizt wurde noch mit Büchern, Möbeln und Dielenbrettern. Von der Arbeit schleppte jeder heran, was er konnte, um die Wohnung warm zu kriegen.

Immer wieder wurden Razzien durchgeführt, um diejenigen zu finden, die nicht arbeiteten oder keinen Ausweis hatten. Die Ausweise hatten verschiedene Farben und machten den Unterschied zwischen Facharbeitern, Schwarzarbeitern und denen, die von anderen abhängig waren, deutlich. Für den Fall einer Razzia gab es in fast jedem Haus Verstecke: leere Öfen, verkleidete Keller und ganze unterirdische Gänge, die mehrere Meter lang waren und einen zweiten Ausgang zum Nachbarhof hatten. In dem Mehrfamilienhaus, in dem wir wohnten, hatten wir jedoch keine Möglichkeit, ein Versteck zu bauen. Deshalb suchten wir eine Möglichkeit zum Umziehen. Mein Vater und ich gruben Geheimgänge im Ghetto unter einstöckigen Häusern. Wir bekamen dafür von den Leuten, die darin wohnten, Lebensmittel als Entlohnung. Graben war nur in der Nacht möglich. Die ausgegrabene Erde trugen wir auf den Hof und verteilten sie dort, wo wir zuerst den Rasen abgetragen hatten. Bis zum Morgen wurde dann auf der festgestampften Erde wieder der Rasen verlegt und mit Wasser begossen, sodass nichts auffallen konnte. In so ein Haus mit unterirdischem Gang wollten wir einziehen. Es kursierten immer wieder verschiedene Gerüchte im Ghetto, manche waren wahr, die meisten waren ausgedacht. Solch einem Gerücht zufolge planten die Nazis für den 7. November ein Pogrom. Das war durchaus möglich, weil mehr Platz

für die Neuankömmlinge nötig war. Darum bemühte sich jeder, sich in Sicherheit zu bringen. Wir nahmen all das Wenige, was uns noch geblieben war, und machten uns am 5. November 1941 um 19 Uhr auf den Weg in die andere Wohnung. Um uns herum war es wüst und leer. Man sah kaum Menschen auf der Straße. Es schien, als wären alle in angespannter Erwartung. Irgendwo unterwegs spürte ich unter meinen Füßen etwas Weiches, stieß es an und sah eine gut erhaltene Mütze aus wertvollem Fell. Ich hob sie auf und steckte sie in die Tasche. Später tauschten wir sie am Zaun gegen Lebensmittel ein.

# Das Pogrom

Am 7. November 1941 um fünf Uhr morgens war das Ghetto von Polizisten und von Deutschen und von Anhängern der Wlassow-Armee<sup>9</sup> umzingelt. Sie standen hinter den Drahtzäunen im Abstand von 20 Metern und schossen auf jeden, der versuchte, sich dem Zaun zu nähern. Zu fliehen war unmöglich. Wer es doch versuchte oder anderweitig Widerstand leistete, wurde sofort ermordet. Ein Dutzend mit Planen abgedeckte Autos mit Nazi-Schergen darin – Litauer, SS-Männer, Gestapo – fuhr zum Appellplatz des Ghettos, dem großen Platz vor der Arbeitsvermittlung. Die Menschen wurden aus den Häusern gezerrt und gewaltsam mit Flinten und Schlagstöcken in die Transporter gedrängt. Anschließend wurden sie außerhalb der Stadtgrenze in Panzergräben erschossen. Den Nazis hingegen wurden in ihre Kantine in der Nähe warmes Essen in Thermoskannen und Kisten mit Wodka geliefert. Fern von jedem Anflug von Menschlichkeit tranken sie Wodka, vergewaltigten Frauen und töteten alle, die sie zu Gesicht bekamen. Drei Tage lang dauerte dieses Pogrom. Danach lösten sie die Einkesselung auf und beendeten die unendlich andauernde Schießerei eine Zeit lang. Die, die erschossen und noch nicht weggetragen worden waren, mussten von Gefangenen selbst weggebracht werden. Auf Pferdewagen und Schubkarren wurden die Leichen von Kindern und ihren Müttern aufgeladen. Sie hatten zumeist von Gewehrschlägen zertrümmerte Köpfe, während die Männerleichen und die der Alten durch Stiche von Bajonetten verstümmelt waren. Alle Leichen wurden auf dem jüdischen Friedhof abgeladen, der sich im Gebiet des Ghettos befand. Die Leichen wurden in Gruben geworfen und mit gebranntem

---

<sup>9</sup> Wlassow war General in der Roten Armee, der bis zu seiner Gefangennahme 1942 gegen die Deutschen kämpfte. 1943 verfasste er einen Aufruf zum Kampf gegen Stalin. Erst Ende 1944 wurde in Deutschland die als Wlassow-Armee bekannte Russische Befreiungsarmee gegründet. Die verschiedenen mit den Deutschen kooperierenden Truppen werden im Buch auch in den Jahren vor 1942 alle als „Wlassow-Armee“ bezeichnet, obwohl Wlassow da noch General der Roten Armee war.

Kalk bedeckt. Es war verboten, die Gruben mit Erde zuzuschütten, solange sie noch nicht ganz mit Leichen gefüllt waren.

Ich war kein Augenzeuge, aber mir wurde erzählt, dass am 7. November 1941 etwa 400 Kriegsgefangene auf den „Platz der Freiheit“ geführt wurden. Es war kalt und es schneite, aber die Kriegsgefangenen waren barfuß und hatten nur eine dünne Jacke an. Sie wurden auf dem Platz mit einem Sturmgewehr erschossen, „zur Feier der Oktoberrevolution“<sup>10</sup>, wie die Deutschen sagten.

Manchmal führten die Nazis die Menschen auch zu einer Grube und zwangen sie, sich auszuziehen. Dann stießen sie sie lebendig hinunter, und von oben wurden sie mit Schüssen durchlöchert. Manche lebten noch, aber die Deutschen achteten nicht darauf und schütteten alle mit gebranntem Kalk zu. Während des Pogroms wurden fast sieben-tausend Menschen getötet. Aber auch sonst wurde das Morden im Ghetto an keinem einzigen Tag unterbrochen. Der Unterschied lag nur darin, dass an manchen Tagen zehn und an anderen Tagen Hunderte oder Tausende umgebracht wurden.

Insgesamt wurden im Ghetto mehr als hunderttausend Menschen ermordet. Im Herbst des Jahres 1943 wurden die letzten Gefangenen getötet und das Ghetto aufgelöst.

In das Minsker Ghetto wurden nicht nur Juden aus den umliegenden Städten gebracht, sondern, nachdem durch die Pogrome Platz für sie geschaffen war, auch Juden aus Deutschland, aus Hamburg, Bremen und anderen Städten. Die sogenannten „Hamburger Juden“ lebten abgesondert von den anderen im „Hamburger Ghetto“, wo aber auch Juden aus anderen reichsdeutschen Städten untergebracht waren. Ihre Häuserblocks wurden durch Drahtzäune von den anderen getrennt.

---

<sup>10</sup> Der 7. November war der Tag der „Großen Sozialistischen Oktoberrevolution“. Nach dem julianischen Kalender, der in Russland 1917 noch verwendet wurde, war die kommunistische Machtübernahme am 25. Oktober, daher der Name „Oktoberrevolution“.

Anstelle von Flickentrugen sie auf Brust und Rücken sechseckige, gelbe Sterne, die sogenannten Davidssterne. Ansonsten unterschieden sie sich nicht von uns: Sie arbeiteten, hungerten und wurden genauso erschossen wie wir.

Da meine Mutter viele Jahre als Bezirks-Ärztin gearbeitet hatte, war sie vielen Menschen bekannt. Dies im Ghetto zu verheimlichen, war unmöglich. Daher schickte die Arbeitsvermittlung sie ins Kinderheim. Es war ein Heim innerhalb der Grenzen des Ghettos für Kinder, deren Eltern getötet worden waren. Diese Kinder hatten es irgendwie geschafft zu überleben und mussten betteln. Von Zeit zu Zeit wurden Kinder von Deutschen abgeholt, die verkündeten, sie würden nach Deutschland geschickt, um dort zu Kommunistenhassern erzogen zu werden. Wie sich später herausstellte, war dies alles gelogen, denn die Kinder wurden einfach über die Stadtgrenze gebracht und dort erschossen. Aber davon wussten wir damals nichts. Das Haus in der Miasnikova 85, in dem wir vor dem Krieg gelebt hatten, war nicht weit von der Ghettogrenze entfernt. Man konnte in einer knappen halben Stunde das Haus zu Fuß erreichen. Während der Bombenangriffe war das Haus unbeschädigt geblieben, da die Nazis entschieden hatten, das Regierungsgebäude, das sich in der Nähe unseres Hauses befand, nicht zu zerstören, sondern für sich zu nutzen.

Unsere Sachen waren in der Wohnung zurückgeblieben, auch die große Bibliothek meines Vaters, die zum Teil noch von meinem Großvater stammte. Leider durften wir nichts davon abholen, da ein Polizist im Haus wohnte und den ganzen Winter über den Ofen mit den Büchern beheizte. Nach der Befreiung von Minsk floh er. Ich fand von der ganzen Bibliothek noch höchstens 150 Bücher vor, und zwar solche mit einem schönen, goldenen Einband, die der Polizist wegen ihres Aussehens nicht verbrennen wollte. Alle anderen Bücher aus der Bibliothek, darunter sehr viele wertvolle aus dem 18. Jahrhundert, waren vernichtet.

So lang wie möglich ließ sich mein Vater nicht bei der Arbeitsvermittlung registrieren und bekam deshalb auch keine Essensrationen. 1942

war er aber dann doch gezwungen, sich zu registrieren. Da er wusste, dass die Deutschen zuallererst die Intellektuellen töten würden, ließ er sich als Klempner eintragen und wurde in der Werkstatt beim Generalkommissar für Weißrussland, Wilhelm Kube, eingesetzt. Irgendwie kamen wir mit dem Essen aus. Tagsüber arbeiteten wir bei den Deutschen, nachts gruben wir Verstecke aus.

Alle im Ghetto hassten die Nazis und versuchten, jede Arbeit zu umgehen. Wenn es ihnen nicht gelang, versuchten sie, zu sabotieren, zu demolieren und zu stehlen, was sie nur konnten. Viele wurden deshalb von den Deutschen erschossen. Aber das schreckte die Menschen nicht ab. Es gab weiterhin Diebstahl und Sabotage. Der erste Vorsitzende des Ghettos in der Selbstverwaltung hieß Joffe. Er war ein kultivierter Mann und beherrschte hervorragend die deutsche Sprache. Er tat viel, um den Alltag für die Menschen im Ghetto erträglich zu machen, und versuchte, den Gefangenen zu helfen, die ertappt worden waren. Irgendwann wurde er deshalb von den Deutschen umgebracht. Die Nazis verordneten im Ghetto verschiedene Abgaben: Gegenstände aus Gold, Anleihen von Staatskrediten, Briefmarkensammlungen, Bilder, verschiedene Gegenstände, Filzstiefel aus Pelz und vieles mehr musste abgegeben werden. Manchmal wurde etwas abgegeben, um sich von der Erschießung freizukaufen. Aber die meisten versteckten ihre Habseligkeiten und versuchten sie gegen Lebensmittel bei Händlern in der Nähe des Zauns oder bei anderen Bürgern während der Arbeit einzutauschen.

Eines Tages kam eine Frau aus Slutsk zu uns, die ihre Tochter suchte, die vor dem Krieg in Minsk gelebt hatte. Sie konnte ihre Tochter aber nicht finden, da sie entweder getötet oder rechtzeitig evakuiert worden war. Diese Frau brachte uns eine Botschaft von unseren Verwandten, den Eltern meines Vaters, und außerdem eine Dose mit einem halben Kilo Butter. Sie erzählte, dass in Slutsk ebenfalls solch ein Ghetto existiere, wohin Juden aus verschiedenen Dörfern der Umgebung gebracht worden waren. Ein paar Monate später trafen wir zufällig einen Bekannten aus Slutsk am Appellplatz. Er hatte vor dem Krieg in der Nähe meines Großvaters gewohnt und berichtete, dass sämtliche Ghettoinsassen von Slutsk umgebracht worden seien. Unter den Er-

mordeten waren mein Großvater, meine Großmutter, Tante Sulja und meine Cousine Genja. Das Haus des Großvaters wurde abgebrannt. Überlebt haben nur 50 bis 70 Juden aus Slutsk, die untergetaucht waren. Erst später wurden sie von den Deutschen entdeckt und nach der Vernichtung des Ghettos nach Minsk gebracht. Außerdem erfuhren wir, dass aus dem Ort Smilavichy, wo wir nach Kriegsbeginn anderthalb Monate gelebt hatten, mehrere Menschen nach Minsk ins Ghetto gekommen waren. Alle anderen aus dem dortigen Ghetto waren ermordet worden. Grundsätzlich wurden die Überlebenden der Massen-Pogrome eine Zeit lang nicht hingerichtet. Wahrscheinlich lauteten die Befehle, eine ganz bestimmte Anzahl von Menschen zu töten, was dann auch sofort befolgt wurde.

In einem mittelgroßen, einstöckigen Haus aus Holz, nicht weit vom Friedhof entfernt, waren drei kleine Zimmer und eine Küche. Dort lebten insgesamt 17 Menschen. Kurz nach dem Einzug in unsere neue Bleibe fingen wir an, uns ein Versteck zu bauen. Unter dem Haus gruben wir einen Keller aus, in den man durch ein Einstiegsloch gelangen konnte. Dies befand sich unter dem Bett. Es konnte ein Holzbrett herausgezogen und wenn alle unten waren von unten über dem Kopf wieder zugezogen werden. Unter dem Keller befand sich ein unterirdischer Gang, der einen Meter breit und 15 bis 20 Meter lang war und dessen Ausgang auf eine Wiese hinter dem Haus führte. Wenn man unten in der Gasse angelangt war, konnte man mit Hilfe eines Hebels die Erde über dem Eingang zum Einstürzen bringen. Für das Ausgraben des Verstecks benötigten wir den ganzen Herbst und Winter 1942.

Dieser Zufluchtsort rettete uns mehrere Male bei den zahlreichen Pogromen das Leben. Wir arbeiteten sehr vorsichtig, damit niemand etwas davon mitbekommen würde. Nachts bildeten wir eine Menschenkette, um die Erde herauszuschaffen. An die Außentür hängten wir ein großes Schloss mit Hilfe eines Bolzens, der von innen befestigt war. Dies erweckte den Eindruck, als seien alle geflohen und das Haus von außen abgeschlossen. In den zwei Jahren, in denen das Ghetto existierte, wurden die Türen mehrmals eingetreten, jedoch fanden die Nazi-Schergen nie Menschen im Haus und gingen unverrichteter

Dinge wieder weg. Ich hatte als junger und kräftiger Jugendlicher die Aufgabe, mich als Letzter zu verstecken und den Eingang anschließend zu tarnen. Während eines Pogroms wurden die Arbeiterkolonnen, die vom Dienst kamen, meist nicht ins Ghetto zurückgeführt. Erst zwei oder drei Tage später, wenn die nächste Aktion durchgeführt wurde, konnten die Arbeiterkolonnen zurückgehen. Oft stellte sich dann heraus, dass die Familien der Arbeiter nicht mehr da waren – sie waren weggebracht oder erschossen worden. Manchmal passierte auch das Gegenteil: Die Arbeiterkolonne kehrte nicht wieder zurück ins Ghetto. Direkt nach der Arbeit wurde die Kolonne über die Stadtgrenze gebracht und in einer Schlucht erschossen. Des Öfteren zwang man auch die Arbeiter, sich vor der Erschießung ihr eigenes Grab zu schaufeln. Zuerst wurden Arbeitsunfähige oder Ungeeignete getötet, das heißt Kinder, Alte und Intellektuelle. Niemand wusste, zu welchem Zeitpunkt wieder ein Pogrom stattfinden würde. Alle lebten wie in einer Zelle und erwarteten Tag und Nacht den Tod. Aber es stellte sich heraus, dass sich der Mensch an alles gewöhnen kann. Sogar an so einen Zustand.

Morgens mussten sich am Appellplatz vor der Arbeitsvermittlung alle Männer von 14 bis 70 Jahren in einer Reihe zur Kontrolle aufstellen. Manchmal standen sie dort mehrere Stunden lang. Dann wurden sie mit dem Auto oder zu Fuß in Kolonnen zur Arbeit geschickt. Keiner von ihnen wusste, ob er abends zurück ins Ghetto kommen würde. Immer wieder wurden die Menschen unter dem Vorwand, dass sie zur Arbeit gefahren werden, über die Stadtgrenze hinausgebracht und dort erschossen oder in ein Lager in der Schirokaja-Straße geschafft. Von dort aus gab es auch nur eine Richtung – die ins Jenseits.

Wenn die Deutschen in einem Haus ein Versteck mit Menschen fanden, die sich weigerten herauszugehen, warfen sie oft Rauchbomben oder Handgranaten in das Versteck. Jeden Tag und jede Nacht hatten wir im Haus jemand als Wächter, der darauf achtete, ob sich Deutsche oder Polizisten in der Nähe des Hauses befanden oder Autos kamen. Oft mussten wir in das Versteck hinuntersteigen, wenn wir Geräusche von Autos in der Nachbarstraße hörten. Durch Training und Todes-

angst schafften wir es, uns in zwei, drei Minuten oder sogar noch weniger zu verstecken.

Einmal hatte ich nachts die Aufsicht im Haus. Als ich ein Auto sich unserem Viertel nähern hörte, weckte ich alle, damit sie Zeit hatten, sich zu verstecken. Das Schloss hängte ich an die Eingangstür. Das Auto hielt an einem zweistöckigen Haus an, 50 Meter von unserem entfernt. Ich konnte in das Versteck hinuntersteigen und innerhalb von Sekunden das Holzbrett über mir zuziehen. Da ich noch etwas Zeit hatte, wollte ich erst einmal sehen, was dort passiert. Die Fenster des Hauses waren durch Fensterläden aus dickem Holz verschlossen, aber durch die Ritzen in den Fensterläden konnte man alles gut sehen. Die Nacht war hell und warm, und es schien der volle Mond. Die Deutschen und die Polizei, vielleicht 15 Mann, sprangen schnell aus dem Laderaum des Autos und umzingelten das Haus. Sie hämmerten an die Haustür und forderten die Bewohner auf, aufzumachen. Da jedoch niemand ihnen aufmachte, brachen sie rasch die Tür mit Brechstangen auf. Fünf oder sechs Männer waren bewaffnet, gingen mit Elektroleuchten in das Haus und trieben die Menschen hinaus, die dort lebten. Alle, die rauskamen, mussten sich mit dem Gesicht zur Wand und mit erhobenen Händen aufstellen. Ich hörte Schreie und Weinen. Die Menschen rannten aus dem Haus. Etliche hatten außer der Unterwäsche keine Kleider am Leib. Einige Kinder und Erwachsene wurden aus dem Fenster im zweiten Stock geworfen. Danach erschien ein Polizist mit zwei Häftlingen, die gezwungen wurden, einen Tisch aus dem Haus zu tragen. Er sprach über irgendetwas mit einem Gestapo-Mann in schwarzer Uniform, der den Häftlingen Anweisungen gab. Ein paar der Nazi-Schergen gingen zurück ins Haus und warfen verschiedene Kleidungsstücke aus den Fenstern. Nach etwa fünf Minuten drangen aus dem Haus wilde Schreie von Menschen, die geschlagen wurden. Die Schreie wurden unterbrochen von mehreren Schüssen. Wahrscheinlich war das Versteck gefunden worden, in dem mehrere Menschen untergetaucht waren. Sie wurden gleich getötet. Die Menschen, die an der Wand mit erhobenen Händen standen, wurden durchsucht, und es wurden ihnen Uhren, Geld und andere Wertgegenstände abgenommen. Aus dem Haus kamen mehrere Nazis mit ihren Verbündeten und

legten eine Handvoll Sachen auf den Tisch. Die Wertgegenstände, die sie den Menschen bei der Durchsuchung abgenommen hatten, warfen sie in eine Mütze auf dem Tisch. Ein Gestapo-Mitglied nahm einige Gegenstände vom Tisch und legte sie in eine große Reisetasche aus Leder. Dorthinein schmiss er auch die Mütze mit den Wertsachen. Die anderen Gegenstände brachten ein litauischer Polizist und einer von den Deutschen in den Laderaum des Autos. Danach wurden die Gefangenen, die an der Wand standen, in Gruppen von zwei bis drei Menschen in die Mitte des Hofes geführt. Sie wurden gezwungen, in die Knie zu gehen, und erhielten einen Schuss in den Hinterkopf. Schreiende und weinende Menschen. Manche Häftlinge stürzten sich auf die Nazis und wollten ihnen die Waffen wegnehmen. Andere versuchten wegzurennen. Schüsse, Schluchzen, Sturmgewehrschüsse. Nur wenigen gelang die Flucht. Die Nazis drehten die Verwundeten und die Toten um und töteten die, die noch lebten. Das Ganze dauerte nicht länger als eine gute halbe Stunde. Danach stieg der Mann von der Gestapo in die Fahrerkabine, die anderen kletterten in den Laderaum, und sie fuhren weg. Eine Stunde später ertönte die Schießerei viel leiser am anderen Ende des Ghettos. Alle, die sich bei uns im Versteck befanden, stiegen hoch und legten sich wieder schlafen. Heute hatte uns der Tod nicht getroffen, aber morgen vielleicht? Oder in einer Woche? Morgens kam ein Wagen, der von einem alten Pferd gezogen wurde. Drei Häftlinge mussten die Leichen auf den Wagen laden und sie anschließend auf den Friedhof bringen. Insgesamt wurden in diesem Haus über 70 Menschen getötet. Die Häftlinge, die beauftragt waren, die Leichen mit einem Wagen abzutransportieren, hatten immer genug zu tun. Oft kamen betrunkene Polizisten und nahmen den Häftlingen alles weg, was ihnen gefiel. Aber Stehlen war aus der Sicht der Deutschen gegen das Gesetz; wenn sie die litauischen Polizisten dabei erwischten, wurden diese mit beliebigen Gegenständen, die die Deutschen gerade zur Hand hatten, geschlagen und eingesperrt. Das Stehlen war ein Privileg der Deutschen, da duldeten sie keine Konkurrenz.

Im Ghetto gab es eine eigene jüdische Polizei, die aus einheimischen Dreckskerlen und aus Juden bestand, die aus Polen und aus dem Wes-

ten Weißrusslands hergebracht worden waren. Am Ärmel trugen sie eine gelbe Armbinde mit der Aufschrift „Juden-Polizei“. Sie führten alle Befehle der Nazis aus und fingen die Häftlinge ab, um sie in den Bunker im Hof der Arbeitsvermittlung zu bringen. Der Bunker war ein großer Holzschuppen, von wo aus Menschen ins Gefängnis oder auf den Friedhof geschickt wurden, um dort erschossen zu werden oder um dringende Arbeiten auszuführen.

Eines Tages hielten vier oder fünf Polizisten, Anhänger der Wlassow-Armee, nicht weit von unserem Haus etwa 10 bis 15 Männer an und stellten sie mit erhobenen Händen und dem Gesicht zur Wand auf. Auch mein Vater war darunter. Anschließend ging einer der Polizisten ins Haus und forderte die Frauen auf, Schaufeln für ihre Männer zu bringen. Er fügte hinzu, die Männer würden direkt an der Wand erschossen, wenn die Frauen die Schaufeln nicht schnell genug brächten. Die Frauen rannten los, um die Schaufeln zu bringen, und schafften es rechtzeitig. Als die Männer die Schaufeln hatten, wurden sie an den Friedhof geführt. Ich folgte ihnen aus der Ferne, aber einer der Polizisten bemerkte mich und befahl mich zu sich. Ich versuchte, ihm zu entweichen, doch er brachte sein Gewehr in Anschlag, und ich musste mit den anderen zusammen zum Friedhof gehen. Mein Vater flüsterte mir in strengem Ton zu, ich dürfe nicht mitkommen. Auf dem Friedhof ließen sie uns einen Graben schaufeln, der zehn bis zwölf Meter lang und drei Meter tief sein sollte. Die Polizisten standen währenddessen oben, rauchten und unterhielten sich über irgendetwas.

Ich hatte keine Schaufel und hob die Steine mit bloßen Händen aus dem Graben. Für wen wir den Graben aushoben, wussten wir nicht. Würden wir nach Beendigung der Arbeit getötet werden? Oder war der Graben für andere bestimmt? Als der Graben fertig war, gingen die Polizisten einfach weg. Wir kehrten zurück nach Hause. Dieses Mal hatten wir wieder Glück gehabt. Wieder waren wir vom Tod verschont worden. Aber wie lange noch?

Eines Tages ging meine Mutter zum Drahtzaun mit dem Ziel, irgendetwas von unseren Habseligkeiten gegen Kartoffeln oder Brot einzutau-

schen. Zur anderen Seite des Zauns kam ein Mann mit einer öligen Tüte in der Hand und sagte, er habe fünf Kilo Schweinespeck, könne aber nur alles zusammen verkaufen, und zeigte auf ein Stück Speck, etwa knapp 500 Gramm schwer. Dies war sehr wenig im Vergleich zu dem Preis auf dem Markt. Meine Mutter hatte nicht so viel Geld. Sie ging nach Hause und fragte die Hausbewohner nach der gewünschten Summe. Als sie die Tüte nach Hause brachte und aufmachte, stellte sich heraus, dass es nur ein halbes Kilo Speck war und alles weitere – Holzstücke.

Im Ghetto traf ich einen Freund, mit dem ich in der gleichen Klasse gewesen war, Grischa Dubowsky. Er kam mit seiner Mutter und den zwei Schwestern, die jüngere hieß Dina, ins Ghetto. Grischa erzählte mir von ihrem Versteck während des Pogroms am 7. November 1941. Sie hatten eine provisorische Wand gebaut und standen während des Pogroms dahinter. Eines der Kinder, etwa ein halbes Jahr alt, durften sie nicht mitnehmen, da es unter Umständen durch Weinen alle verateten hätte. Das Kind lag in einem Waschtrog im Zimmer. Als die Nazikollaborateure reinkamen und keine Erwachsenen fanden, erschossen sie kurzerhand das Kind.

Irgendwann ging die ältere Schwester von Grischa los, um bei den freien Bürgern einige Gegenstände gegen Lebensmittel einzutauschen, und kam nicht wieder. Wie sie zu Tode kam, wusste niemand. Grischa und noch ein Schulfreund von mir, Mischa Trejster, arbeiteten bei den Deutschen in einer Schuhfabrik. Eines Tages durchsuchten die Deutschen alle Häftlinge, als sie bereits in einer Kolonne standen, um ins Ghetto zurückzukehren. Bei meinen Klassenkameraden und noch bei mehreren anderen wurden Schuhsohlen von Soldatenstiefeln gefunden, die sie ins Ghetto schmuggeln wollten. Sie wurden aus der Kolonne gedrängt und verprügelt. Einer der Deutschen aber rettete meinen Freund Mischa Trejster. Nachdem er blutig geprügelt worden war, drängte der Deutsche ihn zurück in die Kolonne. Deshalb überlebte Mischa und wohnte in Minsk. Manchmal trafen wir uns. Grischa und alle anderen, die die Schuhsohlen versteckt hatten, wurden erschossen. Grischa war 15 Jahre alt. Einen Tag nach der Erschießung ging

ich zu ihm nach Hause. Seine Mutter gab mir fünf Paar Schuhsohlen und ein großes Schuhmesser, da eine Durchsuchung nicht ausgeschlossen war. Eine gewisse Zeit später wurden auch die Mutter und die Schwester von Grischa erschossen.

Oft waren im Ghetto Razzien. Es wurden diejenigen gefangen genommen, die nicht arbeiteten, die also nicht bei der Arbeitsvermittlung registriert oder Schwarzarbeiter waren, und die Intellektuellen. Manchmal dienten solche Razzien einfach nur dazu, möglichst schnell die Menschen zu irgendeiner Arbeit zu schicken. Einmal wurde ich auch abgefangen. An solchen Razzien waren auch die einheimischen Dreckskerle, die jüdische Polizei, beteiligt. Ich wurde mit den anderen Männern in einem Bunker auf dem Hof der Arbeitsvermittlung eingesperrt, wo wir fünf oder sechs Stunden saßen. Danach fuhren vielleicht fünf Autos in das Ghetto. Wir wurden aus dem Bunker gescheucht und mussten auf die Ladeflächen, etwa 20 bis 25 Menschen pro Lastwagen. Neben der Ladefläche standen zwei Männer mit einem Sturmgewehr. In zwei Autos gab es keinen Begleiter. Am Anfang der Kolonne und dahinter fuhren jeweils zwei Fahrzeuge, in denen ein Maschinengewehr stand und etwa fünf Männer mit einem Sturmgewehr saßen. Als wir an den Randgebieten der Stadt ankamen und an ein paar Schuppen vorbeifuhren, sprangen einige Menschen von den Ladeflächen und stürmten los. Die Kolonne hielt an, und es ertönten Schreie: „Halt!“, „Zurück, halt!“ Einige Schüsse fielen. Zwei oder drei Menschen wurden getötet, die anderen kehrten mit erhobenen Händen zurück und schrien: „Nicht schießen!“ Sie wurden einige Male geschlagen und ins Auto gescheucht. Die Kolonne fuhr weiter. Ich erinnere mich nicht mehr, wie lange wir fuhren, aber es war nicht sehr lang. Dann hielt die Kolonne neben einem Drahtzaun an. Alle wurden aus den Autos getrieben und in einer Reihe aufgestellt. Die Deutschen, die aus dem Lager kamen, zählten uns durch und trieben uns durch das breite Tor ins Lager. Die Autokolonne fuhr weg.

## Trostenez

Das Lager Trostenez bestand aus vielen langen Baracken. Die Fläche des Lagers war mit Stacheldraht umzäunt. An den Ecken waren Wachtürme mit Scheinwerfern. Darauf standen Tag und Nacht KZ-Wärter mit Maschinengewehren. Neben der „Brama“ (weißrussisch für „Tor“) befand sich das Gebäude der Wachleute. Das Tor war mit Stacheldraht gesichert und wurde von zwei Schützen geöffnet und bewacht.

Wir wurden in eine der Baracken auf dem Gelände getrieben. Es war ein langer Schuppen, in dem auf beiden Seiten zwei Reihen von dreistöckigen Pritschen angebracht waren. Die Pritschen waren aus dicken, ungeschliffenen Holzplatten, Matratzen oder ähnliches gab es nicht. In dieser Baracke warteten wir einige Stunden lang. Danach drängte man uns hinaus und stellte uns in zwei Reihen auf. Damit es schneller ging, schlugen kräftige Aufseher alle, die am Schluss liefen, und brüllten: „Schnell, schnell!“ Aus der Baracke laufen und aufstellen in der Reihe musste sehr schnell gehen. Stand die Reihe nicht still, wurde sie erneut mit Schlagstöcken und Peitschen traktiert. Wir alle nahmen unsere wenigen Sachen mit, die wir dabei hatten, da uns gesagt worden war, wir würden noch weiterfahren. Ein Offizier stellte sich vor uns, ging durch die Reihen und rief drei Leute auf, auf die er mit einem Stock zeigte. Es stellte sich heraus, dass diese aus dem Ghetto eine alte Decke und zwei zerrissene gefütterte Steppjacken mitgenommen hatten. Deswegen hatte jemand aus dem Ghetto angerufen. Der Offizier verkündete durch einen Übersetzer, dass er keinen Diebstahl in „seinem“ Lager ertragen werde und die Diebe bestraft würden. Im gleichen Augenblick wurden die drei Gefangenen an die Wand des Wachhauses gestoßen und sofort erschossen. Danach verkündete der Offizier, dass wir alle auf dem Bau tätig sein würden. Falls sich jemand über seine Arbeit beschwerte, würde er dieselbe Bestrafung erleiden wie die Diebe, die an der Wand lagen. Anschließend wurden sechs Personen als Kapos auserwählt. Die Kapos schrieben alle Familiennamen der Leute auf, die ihnen in ihrer Brigade untergeordnet sein würden, und übergaben die Listen an die Nazis. Uns wurde die nette

Nachricht übermittelt, wenn auch nur einer versuche, aus der Brigade zu fliehen, werde die ganze Brigade erschossen.

In einer Ecke der Baracke lagen alte Töpfe, Wasserkessel und rostige Konservendosen herum. Ich hatte Glück und schaffte es, mir eine alte Konservendose zu schnappen und zu verstecken. Abends trieb man uns aus unserer Baracke, und wir standen für das Abendessen an. Jeder erhielt 400 Gramm Brot, 20 Gramm Marmelade aus Roter Bete und einen halben Liter Ersatzkaffee. Wer keine Tasse hatte, bekam nichts zu trinken. Neben der Küche gab es ein großes Gedränge und ich entschied mich, dies auszunutzen. Ich stellte mich ein zweites Mal an und erhielt noch einen weiteren Laib Brot und Marmelade. Dies bemerkte einer der Wärter und peitschte mich aus. Aus irgendeinem Grund nahm er mir aber das Brot nicht ab. Wegen so etwas hätte man auch erschossen werden können. Ich hatte Glück, dass ich am Leben blieb, auch wenn ich dafür brutal verprügelt wurde.

Nachts schliefen wir auf den nackten Brettern der Pritschen. Morgens um fünf Uhr standen wir auf, wie gewöhnlich begleitet von den Befehlen „Schnell, schnell“ und den Schlägen der Schlagstöcke. Die Bewacher teilten die gleichen Rationen wie am Abend aus und führten uns in der Brigade hinter das Tor.

Nachdem sie uns durchgezählt hatten, verteilten sie Brechstangen, Schaufeln und Keilhacken. Wir mussten einige Kilometer zu Fuß zu einem Ort gehen, wo wir die Erde aufhackten, Schienen verlegten und eine Schmalspurbahn bauten. Alles musste sehr schnell gemacht werden. Im Laufschrift trugen wir Schienen und Bahnschwellen. Stets hieß es: „Schneller schaufeln!“ Wenn der Aufseher bemerkte, dass einer das Tempo drosselte, wurde er sofort mit einem Schlagstock verprügelt. Mittagessen stand uns nicht zu. Abends führten sie uns unter Bewachung des ganzen Konvois zurück ins Lager, genauso aufgereiht wie am Morgen. Die Werkzeuge legten wir vor den Toren des Lagers ab und traten zusammen in das Lagergelände ein. Wir wurden durchgezählt und in die Baracken entlassen. Zum Abendessen erhielten wir eine Kelle „Burda“, eine Suppe aus Grütze, Roter Bete und Kartoffeln,

und eine Kelle Kaffee aus Eicheln. Brot stand uns an diesem Abend nicht zu.

Diejenigen, die langsam arbeiteten und das Tempo nicht einhielten, meist alte und kranke Menschen, wurden morgens nicht mehr zur Arbeit gebracht, sondern nach der morgendlichen Zählung in eine andere Baracke geschickt. Als wir abends von der Arbeit zurückkehrten, trafen wir sie nicht mehr im Lager an. Keiner wusste, wohin sie gebracht worden waren. Die Aufseher zu fragen war sinnlos, denn die Antwort war der Schlagstock. Nachdem ich ungefähr zwei Monate auf der Baustelle gearbeitet hatte, befahl der Hauptaufseher allen Gefangenen, die noch keine 14 Jahre alt waren, aus der Reihe zu treten. Ich war 15, aber ich trat auch vor. Der Aufseher ordnete an, wir sollten in die Baracke zurückkehren. Die Arbeitskolonne ging wie jeden Tag zur Arbeit. Das Schlimmste für uns zehn bis zwölf Jugendliche war die Ungewissheit. Was würden sie wohl mit uns machen? Im Lager gab es ohne Arbeit kein Essen, das war uns klar. Nach etwa zwei Stunden kam ein Auto, und wir wurden weggebracht – ins Ghetto! Meine Eltern hatten nicht mehr damit gerechnet, mich noch lebend zu sehen. Viele Male gab es im Ghetto Razzien. Man nahm die Menschen mit und schickte sie nach Trostenez, von wo sie nicht mehr zurückkamen. Gerüchten zufolge baute man dort ein Krematorium und verbrannte die Menschen.

Im Haus neben dem Friedhof, wohin wir vor dem ersten großen Pogrom am 7. November 1941 umgezogen waren, wohnten wir zusammen mit vier Familien:

Samshteynman mit seiner Frau und der erwachsenen Tochter Elja. Er war ein kleiner, stämmiger Mann mit grauen Haaren, der vor dem Krieg in Warschau gelebt hatte und dort einen Laden mit Musikinstrumenten besessen hatte.

Vaynsteyn mit seiner Frau und einer Tochter, die etwa 15 Jahre alt war. Sie kamen auch aus Polen. Vaynsteyn war ein großer, schweigsamer Mann.

Kogan mit seiner Frau und ihrer jugendlichen Tochter. Er war aus Minsk und hatte vor dem Krieg als Schlosser gearbeitet.

Ein Ingenieur oder Chemiker mit seiner Frau und einem Sohn zwischen 12 und 15 Jahren. Ich erinnere mich nicht an den Namen des Mannes. Er hatte von irgendwoher kleine Reagenzgläser, die er an uns verteilte mit den Worten, in den Gläschen sei Kaliumcyanid, ein sehr starkes Gift – für den Fall, dass es keinen anderen Ausweg mehr gebe. Ich weiß nicht mehr, wo ich meines versteckte.

Dann war im Haus noch Nina, eine einsame Frau zwischen 25 und 30 Jahren. Vor dem Krieg hatte sie in Minsk gelebt und als Bibliothekarin gearbeitet.

Es lebten in unserem Haus auch noch zwei Brüder. An ihre Namen erinnere ich mich nicht mehr, aber ich weiß, dass sie vor dem Krieg als Landarbeiter bei einem Landwirt im Westen von Weißrussland gearbeitet hatten. Einige Monate lang gruben mein Vater und ich zusammen mit den Landarbeitern ein Versteck in einem der Häuser des Ghettos. Der Eingang des Verstecks war unter dem Schrankboden. Der untere Schrankboden ließ sich anheben und darunter war der Eingang zum Versteck im Keller. Von innen wurde der Eingang mit einem Brett verschlossen.

Trotz aller Vorsorgen wurden jedoch in unserem Wohnblock weiterhin Menschen getötet, da die Deutschen unerwartet erschienen und niemand Zeit hatte, sich zu verstecken. Deshalb zogen wir zusammen mit den zwei Brüdern wieder um. In dem anderen Haus gab es zwei Veranden und zwei Wohnungen. In unserer Wohnung hatten wir ein Zimmer mit einer kleinen Küche. In dem zehn oder elf Quadratmeter großen Raum wohnte unsere Familie und dazu eine Frau mit ihren beiden Töchtern, 12 und 20 Jahre alt, und diese zwei Brüder. Weil wir auch hier ein Versteck errichtet hatten, erhielten wir Kartoffeln. Aus Mehl kochten wir „Satiruchu“, so etwas wie Gelee aus Roggenmehl und einigen Kartoffeln. Ob es schmeckte oder nicht, war nicht von Belang. Hauptsache, wir mussten nicht mit dem ständigen Hungergefühl leben.

Der letzte Vorsitzende des Judenrats wurde unser Nachbar Samshteynman. Sein Stellvertreter war Rosenblatt und dessen Vertreter Vaynshteyn. Im Juli oder August 1943 übergab Vaynshteyn den Deutschen diejenigen Gefangenen aus dem Lager, die Waffen besaßen und versucht hatten, zu den Partisanen zu fliehen. In einer Nacht umzingelten die Deutschen das Haus, wo Vaynshteyn mit seiner Familie lebte, und schossen mit Maschinengewehren. Die ganze Vaynshteyn-Familie wurde ermordet, aber er selbst blieb auf eine wundersame Weise am Leben. Nach dem Tod der Familienmitglieder sprach der Kommandant des Lagers, SS-Untersturmbandführer Richter, Vaynshteyn sein „Beileid“ aus.

Der letzte Vorsitzende des Arbeitsamtes wurde Epstein. Er kam auch von irgendwo aus Polen und war genauso ein Schleimer wie die anderen Diener der Deutschen, die Bestechungsgelder der Gefangenen für alles Mögliche annahmen. Epstein nahm Geld für leichtere Arbeit, für ein besser gebautes Zimmer oder sogar, damit er einen vor dem Erschießen bewahrte und dafür jemanden anders erschießen ließ.

# Das Bücherlager

Im Herbst 1942 wurde mein Vater, der in der Werkstatt von Generalkommissar Kube als Schlosser arbeitete, vom Arbeitsamt zum Arbeiten ins Bücherlager geschickt. Die Deutschen fuhren mit Lastwagen und Karren die Bücher aus den Bibliotheken, Museen, privaten Sammlungen, Kirchen und anderen Orten in ein zweistöckiges Gebäude und luden sie in großen Mengen dort ab und warfen sie auf verschiedene Haufen.

In diesen Bücherhaufen war alles durcheinander: Schulbücher, unikale Handschriften und Papyri des antiken Ägyptens. Es gab alte Ausgaben der Zeitung „Iskra“<sup>11</sup> auf Seidenpapier oder andere Zeitschriften wie „NaschaNiwa“<sup>12</sup> und „Kolokol“<sup>13</sup>. Riesige Bücher, 10 bis 15 Kilo schwer, in Umschlägen aus Kalbleder und kleinere im Taschenformat, Bücher mit handgezeichneten Illustrationen und 200 oder 300 Jahre alten Texten. Acht Personen waren mit dem Sortieren der Bücherhaufen beschäftigt: fünf Männer, zwei Frauen und ich. Alle in der Gruppe konnten Fremdsprachen, waren Dozenten oder Übersetzer und Kunst- oder Literaturkenner. Meinen Vater ernannten sie zum Brigadier, und er nahm mich zu sich als Schwarzarbeiter, als illegalen Begleiter. In einem großen Raum saßen alle statt auf Hockern auf aufeinandergestapelten Büchern und sichteten und sortierten die Bücher. Das Altpapier, darunter Schulbücher, politische Literatur und künstlerische Literatur wie Puschkin, Tolstoi, Goethe, Dostojewski, Mark Twain und andere brachte ich in einen der hinteren Räume und legte dort auf einen Haufen die Wörterbücher, auf einen anderen alte Bücher und so weiter.

Die Arbeit war nicht schwer und keiner der Deutschen stand hinter einem und rief ununterbrochen: „Schneller, schneller!“ Wir arbeiteten in einem gemütlichen Tempo. Verantwortlich für uns war Kapitän Albert Richel vom Hauptsitz „Reichsleiter Rosenberg“. Ich weiß nicht

---

11 Iskra: deutsch „Der Funke“, eine revolutionäre Zeitung.

12 Ein politisches und kulturelles Wochenblatt bis 1915.

13 Kolokol: deutsch „Glocke“.

genau, womit sich dieser Hauptsitz beschäftigte, aber vermutlich im Großen und Ganzen mit organisiertem Diebstahl in dem besetzten Territorium.

Für die Besatzungsmacht waren Bücher sehr wertvoll, besonders die alten aus den Museen und Bibliotheken. Diese wurden nach Deutschland transportiert. Wenn einige Tausend aussortierte Bücher zusammengekommen waren, kamen die Deutschen, um sie abzuholen. Wir luden die Bücher dann auf die Lastwagen und fuhren sie zum Bahnhof, wo wir sie in den Zug umluden. Von Zeit zu Zeit, ein oder zwei Mal pro Woche, kam Richel, um zu fragen, wie die Dinge liefen.

Normalerweise schrie er niemanden an und benahm sich überhaupt wie ein ganz normaler Mensch. Mit dem Vater ging er nicht selten in das hintere Zimmer, wo sie ganz unterschiedliche Themen miteinander beredeten. Kapitän Richel wunderte sich, dass so ein gebildeter und intelligenter Mensch wie mein Vater zu Zeiten der Bolschewiki als Schlosser und Klempner gearbeitet hatte. „In Deutschland wären Sie ein Doktor der Wissenschaft!“ Mein Vater konnte ihm nicht sagen, dass er in Wirklichkeit als Dozent gearbeitet und sich nur ins Ghetto als Schlosser eingeschrieben hatte, da bekannt war, dass die Intelligenz als erstes von den Deutschen erschossen wurde.

Mein Vater fragte Richel einmal, wie er dazu stehe, dass die Deutschen Zehntausende friedlicher Menschen umbrächten. Richel nannte dies Bestialität; er und seine Freunde hätten nichts mit diesen unmenschlichen Taten zu tun. Das Zeichen seiner Zugehörigkeit zur Partei der Nationalsozialisten auf seiner Brust bedeute keineswegs, dass er auch in Wirklichkeit ein Nazi sei. Er wolle bloß in diesem gigantischen „Fleischwolf“ am Leben bleiben und nicht an die Front gezwungen werden. Aber er sei halt nur ein kleiner Mann und könne die Dinge nicht ändern. Würde er seine ehrliche Meinung dazu äußern, was Gestapo und SS anrichteten, würde man ihn sofort an die Front verfrachten und ins Strafbataillon schicken. Natürlich sei er trotzdem Deutscher und wünsche Deutschland den Sieg über die Russen und hoffe, dass sich nach dem Krieg alles normalisiere. Es werde viel Land geben, das

bewirtschaftet werden müsse, und Menschen würden fehlen, da viele Opfer des Krieges geworden seien. Er hoffe aber, dass die ganze Brutalität, die der Krieg hervorgebracht habe, endlich aufhörte.

Richel sprach sehr ehrlich mit meinem Vater; schließlich seien hier zwei intelligente Menschen beieinander, solange sie allein im Raum seien, ohne einen deutschen Offizier oder einen anderen jüdischen Gefangenen. Für gewöhnlich brachte er in seinem Aktenkoffer ein wenig Brot und andere Dinge wie Zigaretten mit und behauptete, das sei von seiner Ration übriggeblieben. Mein Vater erhielt es unter der Bedingung, dass er niemandem von den Gesprächen erzählte. Auf Richels Frage hin, wer den Krieg gewinnen würde, antwortete mein Vater ausweichend mit dem Sprichwort: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

Nachdem die Deutschen in der Nähe von Stalingrad eingekesselt worden waren, verordneten sie eine dreitägige Trauer. Richel kam traurig zu meinem Vater mit der Bemerkung, die Deutschen würden wohl nicht zuletzt lachen. Er erfüllte gehorsam alles, was ihm seine Vorgesetzten auftrugen. Sein einziger Wunsch war, den Krieg zu überleben und soweit es in seiner Macht stand, niemandem Böses anzutun. Er trug, wie der Großteil der Beamten dieses Hauptsitzes, eine gelbe Kriegsuniform ohne Schultergurte und Abzeichen. Am Gürtel trug er einen Holster mit einer Pistole. Um die Haushaltsangelegenheiten kümmerte sich der Unteroffizier Wolf. Er war ein grober Soldat in einer grünen Uniform mit einem Schultergurt. Jederzeit konnte er jemanden anschreien und mit allen möglichen Schimpfworten beleidigen, aber er schlug niemanden. Das Beladen der Autos mit den Büchern fand unter Aufsicht von Unteroffizier Wolf statt. Manchmal kam er aber auch zu uns mit seinem Lastwagen, dann mussten wir alle mit zum Hauptsitz fahren, der sich auf der anderen Seite des Flusses befand, und mussten dort Holz sägen oder andere Arbeiten verrichten. Und gelegentlich arbeiteten wir auf dem Flugplatz. Dort räumten wir kaputte Bretter oder Überreste von Bäumen weg und huben Gräben aus. Dies war jedoch selten.

Jeden Tag erhielten wir in der Werkstatt 250 Gramm Brot pro Person. Außerdem bekamen wir noch die gleiche Ration Brot im Ghetto für unsere Wertmarken, obwohl uns das gar nicht zustand. So erhielt also jeder ein halbes Kilo Brot. Das heißt, wir begingen Betrug. Wolf hatte dem Kommandanten des Ghettos, einem Mitglied der Gestapo namens Richter, versprochen, Bericht zu erstatten. Er wusste, dass, wenn er das tun würde, sie uns alle auf der Stelle erschießen würden. So schrieb er zwar natürlich den Bericht, das musste er ja, aber er gab ihn glücklicherweise nur an seinen Vorgesetzten weiter, an Kapitän Richel. Dieser unterschlug die Angelegenheit einfach und leitete nirgendwohin etwas weiter. Dem Vater befahl er, die zusätzlichen Kartoffeln an die Kantine zu geben und mit Wolf vorsichtiger zu sein. Manchmal kam noch ein anderer Beamter, ein Offizier von derselben Stelle, aber dieser interessierte sich nur für die Sachbücher. Nachdem er sie erhalten und mit einigen Zigaretten bezahlt hatte, ging er wieder. Aus der Zivilbevölkerung kam zu uns ein ehemaliger Anwalt. Für ihn sortierten wir Bücher über Jura und Recht aus. Für gewöhnlich brachte er Kartoffeln mit, die wir im mit Büchern beheizten Kamin backten. Das Ghetto verließen wir in der Kolonne des Generalkommissars. Seine Gefangenen arbeiteten in den Werkstätten auf dem „Platz der Freiheit“, dort, wo wir uns vor der Bombardierung in den ersten Tagen des Krieges versteckt hatten. Zurück zum Ghetto gingen wir ebenfalls in dieser Kolonne. Für die kurze Wegstrecke bis zum Bücherlager und von dort zu den Werkstätten hatte der Vater einen Passierschein. Wir gingen auf der Straße in Zweierreihen, auf die Kleidung waren gelbe Flicker angenäht und Nummern gestickt. Normalerweise nahmen die Gefangenen Holz von riesigen Stapeln in den Werkstätten mit, aber es hing alles vom Hauptaufseher ab, der die Kolonne zum Ghetto begleitete. Eine Zeit lang war es ein kleiner buckliger Mann aus der Staffel „Tod“. Wir nahmen Espen und andere Stämme, aber keine Birken. Wenn er bemerkte, dass jemand gutes Holz nahm, blieb die ganze Kolonne ohne Brennholz. Es kam ganz auf seine Laune an. Er konnte machen, was er wollte: Er konnte bemerken, dass wir Holz trugen oder er konnte so tun, als würde er nichts sehen. Einen Teil des Holzes nahmen uns die Soldaten beim Eingang ins Ghetto wieder ab. Manchmal wurde uns sogar alles abgenommen. Im Ghetto wurde ein Teil des

Holzes gegen Brot eingetauscht. Heizen mussten alle, doch Brennholz konnten nur diejenigen organisieren, die außerhalb des Ghettos arbeiteten. Entweder gingen alle Häftlinge zum Mittagessen in den Speisesaal der Werkstatt oder zwei der Häftlinge brachten abwechselnd Kübel mit Essen in die Werkstatt mit. Normalerweise überprüfte niemand die Passierscheine der Gefangenen, die im Bücherlager arbeiteten, somit konnten wir frei den Weg zum „Platz der Freiheit“ und wieder zurückgehen. Die Dokumente der Zivilisten wurden oft von Deutschen oder von Patrouillen der Polizei kontrolliert. Es gab auch viele nicht uniformierte Polizisten ohne jegliches Erkennungszeichen.

In den Tagen des Pogroms wurden keine Arbeitskolonnen ins Ghetto gelassen, und so wohnten wir einige Tage im Bücherlager. Am dritten Tag des Pogroms entschied sich mein Vater, mit einem Eimer in die Küche der Werkstatt zu gehen, um Brot und Suppe zu holen. Zufällig ging der Generalkommissar Kube mit mehrfacher Sicherheitsbegleitung durch die Stadt. Er hielt meinen Vater an und fragte, wer er sei, wohin er gehe und warum. Mein Vater erklärte es und zeigte den Passierschein. Kube ordnete an, den Vater auf das Polizeirevier zu bringen und ihn nach der Aktion wieder freizulassen. In einer anderen Zelle saßen Juden, die man in der Stadt ohne gelben Flecken und der Nummer auf der Kleidung gefunden hatte. Sie hatten es irgendwie geschafft, vor dem Pogrom aus dem Ghetto zu fliehen, jedoch war es ihnen nicht gelungen, sich in der Stadt zu verstecken. Sie wurden erschossen. Zu dem Zeitpunkt wussten wir nicht, dass mein Vater gefangen gehalten wurde, und dachten, er wäre auch erschossen worden.

Neben dem Gelände des Bücherlagers war das dreistöckige Gebäude einer Schule, in der die Deutschen das Lager eines zoologischen Museums untergebracht hatten. Dorthin kamen die ausgestopften Körper von Vögeln und anderen Tieren und alle möglichen Sammlungen von Mineralien und Insekten. Das Museum war nicht für die Bevölkerung zugänglich, aber es arbeiteten dennoch etwa sechs Personen der Zivilbevölkerung dort. Der Direktor des Museums war Vesovitsch, ein ehemaliger Student meines Vaters.

Vesovitsch war im Untergrund tätig, hatte Kontakt zu den Partisanen und brachte dem Vater Berichte des Sowinformbüros (Sowjet-Informations-Büro), die mein Vater und ich handschriftlich in 15 bis 20 Exemplaren abschrieben und heimlich ins Ghetto brachten. Spät abends, wenn es dunkel wurde, gingen wir von Haus zu Haus und warfen unsere Flugblätter in offene Fenster oder schoben sie unter dem Türschlitz durch. Sie irgendwo aufzukleben, war nicht erlaubt. Hätten die Deutschen oder die Polizei ein Flugblatt gefunden, hätten sie alle im Haus lebenden Menschen sofort erschossen. Sehr wertvolle, aber nicht allzu große Bücher übergaben wir heimlich Vesovitsch, damit er sie versteckte oder unseren Leuten übergab, sobald Minsk befreit würde. Wir selbst würden das nicht mehr erleben, das war uns klar. Niemand aus unserer Brigade wusste etwas über die Verfasser der Flugblätter und über die Berichte des Informationsbüros, die im Ghetto auftauchten. Keiner wusste, dass wir sie abschrieben und verteilten. Wir hielten das geheim, weil wir Angst hatten, jemand könnte sich versprechen. Falls es den Deutschen zu Ohren gekommen wäre, hätte man uns alle zusammen mit Vesovitsch sofort umgebracht. Mein Vater und Vesovitsch hatten aber noch andere geheime Angelegenheiten, von denen sie mir nichts erzählten, denn falls man mich geschnappt hätte, hätte ich vermutlich das Verhör nicht durchgehalten und alles verraten. Manchmal brachten wir Sachen aus dem Ghetto und übergaben sie der Putzfrau des zoologischen Museums Dubinina oder dem Wächter, dem alten Jusef Kasimirovitsch, die die Sachen dann auf dem Flohmarkt verkauften und uns dafür Essen brachten. Manchmal wurde Minsk nachts von unseren Flugzeugen bombardiert und alle im Ghetto freuten sich, dass sie wenigstens auf diese Weise eine Nachricht von unseren Soldaten erhielten. Wir erzählten Vesovitsch vom Flugplatz und zeichneten einen ungefähren Plan, den er an die Partisanen weitergab. Ich weiß nicht, ob sie ihn jemals benutzten oder ob die Partisanen ihn an das „Große Land“ (so nannte man Russland auf der anderen Seite der Front) weitergaben. Normalerweise wurde weder das Bücher- noch das Museumslager von den Deutschen bewacht, und nachts patrouillierte nur ein körperlich behinderter Wächter, zu dem wir ein gutes Verhältnis hatten. Ich nahm mir zur Sicherheit ein Brett mit Haken, das man als Steg benutzen konnte, um unbemerkt

ins Lager zu klettern, ohne das Hauptschloss kaputt zu machen. Das Brett versteckte ich zuverlässig im Hof unter der Veranda des Gebäudes, wo sehr viel Müll herumlag. Im Folgenden erwies sich dies als sehr nützlich.

## Erschießung der Familie

Als wir am 10. April 1943 von der Arbeit ins Ghetto zurückkamen, berichtete uns meine siebenjährige Schwester Sofja weinend, Mama sei in den Bunker geholt worden.

Es stellte sich heraus, dass alle Ärzte im Ghetto auf Befehl des Kommandanten in die Verwaltung geschickt worden waren, damit sie sich über die Bekämpfung ansteckender Krankheiten im Ghetto informierten. Während einer der Deutschen ihnen eine Anweisung vorlas, kam ein Dutzend Polizisten hinzu und brachte sie in den Bunker. Außer meiner Mutter auch unsere Bekannte, Doktor Margolina. Mein Vater ging zum Verwaltungsvorsitzenden Samshteynman mit der Bitte, sich dafür einzusetzen, dass meine Mutter aus dem Bunker befreit würde. Schließlich hatten wir früher zusammen mit ihm und seiner Familie in einem Haus gewohnt und hatten gemeinsam ein Versteck ausgehoben. Da Samshteynman somit unsere Familie kannte, hoffte mein Vater, dass er zumindest versuchen würde, uns zu helfen. Für den Bunker war allerdings der Vorsitzende des Arbeitsamtes und der Polizei namens Epstein zuständig. Ich rannte zum Bunker und wartete auf einen Augenblick, wo kein Polizist dort war, um durch einen Schlitz zwischen den Brettern mit meiner Mutter zu sprechen. Durch diesen Schlitz schob sie mir einige Brotkarten und Lebensmittelmarken zu, die sie bei sich hatte, und forderte mich auf, Samshteynman aufzusuchen. Ich antwortete ihr, dass Vater bereits bei ihm gewesen sei. Das Gespräch wurde jäh unterbrochen, da der zuständige Polizist zum Bunker zurückkehrte. Wenn er mich erwischt hätte, wäre ich auch gleich dort gelandet. Samshteynman bat den Vorsitzenden des Arbeitsamtes darum, meine Mutter aus dem Bunker zu befreien. Dieser erteilte ihm jedoch eine Absage. Wir brauchten also etwas als Schmiergeld, ob nun Bares, einen goldenen Ring oder etwas anderes Wertvolles, doch wir hatten nichts.

Verzweifelt und bekümmert saßen wir zu Hause und wussten nicht, was wir zur Rettung unserer Mutter unternehmen könnten. Als wir so bedrückt dasaßen, kamen drei Polizisten herein und fragten, ob hier

die Familie von Doktor Lev wohne (ihren Mädchennamen hatte meine Mutter auch nach der Heirat nicht abgelegt). Es zu verneinen hatte keinen Sinn, und so befahl man uns, uns anzuziehen. Es war klar, dass sie uns ebenfalls zum Bunker bringen würden. Die Deutschen brachten normalerweise immer auch die Familie eines Menschen um, den sie erschießen wollten. Wir hatten nichts, um uns zu wehren, keine Waffen, und selbst mein Schustermesser lag im Bücherlager. Vater und Sofja zogen sich an. Ich sagte den Deutschen, ich müsse erst auf die Toilette im Hof. Ein Polizist packte mich am Hemdkragen und führte mich auf die Außentreppe. Ich hatte nichts zu verlieren. Man holte einen Menschen nur aus dem Bunker, um ihn zu erschießen. Es gab eine schwache Hoffnung, zu fliehen, Kapitän Richel zu erreichen und ihn zu bitten, Mutter und Vater zu retten. Ich riss mich los und rannte ins Gebüsch, ein Fetzen meines Hemdes blieb in der Hand des Polizisten. In der Nähe des Hauses war ein ödes Gelände mit Sträuchern. Ich kann mich nicht daran erinnern, wie ich rannte, als ich durch das Gelände irrte. Aber ich weiß noch, dass ich einmal mit meinem Fuß in irgendeinem Erdloch stecken blieb, wieder aufsprang und weiterrannte. Mein Fuß schmerzte sehr. Schließlich schlich ich mich nachts erneut zur Wohnung von Samshteynman und erzählte seiner Frau, dass Polizisten meinen Vater und mein Schwesterchen mitgenommen hätten. Die Frau fing an zu weinen und berichtete, ihr Mann habe bereits vergeblich den Amtsvorsitzenden gebeten, meine Mutter freizulassen. Sie führte mich in ein Versteck in ihrem Haus, wo sie sich sicher war, dass niemand mich suchen würde. Mein Fuß war angeschwollen, da ich ihn beim Fallen verstaucht und mir die Bänder überdehnt hatte.

Morgens um sechs verließ ich das Versteck und ging zurück zu unserem Haus. Von den Zimmernachbarn erfuhr ich, dass die Polizisten Vater und Sofja in den Bunker gebracht hatten. Ich beschloss, das Hauptquartier von Kapitän Richel zu Fuß aufzusuchen. Kaum hatte ich das Haus verlassen, stieß ich 20 Meter davon entfernt auf genau jenen Polizisten, aus dessen Händen ich am Tag zuvor entflohen war. Er kam zu mir und fragte nach meinem Nachnamen. Betont unaufgeregt nannte ich ihm den erstbesten Namen, der mir in den Sinn kam. Misstrauisch starrte er mich an. Ich trug ein Jackett, das ich gerade erst zu

Hause angezogen hatte. Auf diesem war unter dem gelben Flicker die Nummer 10 zu sehen. Er fragte nach meiner Wohnungsnummer. Nummer zwei, sagte ich, obwohl ich aus der Wohnung Nummer eins war, und erklärte ihm die Situation. Der Polizist murmelte etwas und ging dann vermutlich in unser Haus. So schnell wie möglich humpelte ich von der Straße hinter das nächste Haus. Offenbar hatte der Polizist mich nicht erkannt, da ich ein Jackett trug und stark auf meinem linken Bein humpelte. Hätte er mich erkannt, wäre ich sofort in den Bunker gekommen. Ich eilte zur Ghettogrenze und erwischte den richtigen Moment, um unter dem Stacheldraht hindurchzukriechen. Den gelben Flicker und meine Nummer hatte ich schon vorher vom Jackett gerissen.

Es war Sonntag, die Sonne wärmte frühlingshaft die Erde und ringsherum grünte das Gras, das sich durch die Zäune zwängte. Ich ging schwer hinkend und bemerkte selbst kaum, dass ich den bekannten Weg einschlug, auf dem wir jeden Tag mit der Arbeitskolonne unterwegs waren. Ein schriller Pfiff rüttelte mich wach. Es war ein Junge, der Schuhe putzte und in meine Richtung zeigte. Er hatte mich tagtäglich in den Reihen unserer Arbeitsbrigade gesehen, die mit gelben Flickern auf Brust und Rücken zum Bücherlager ging. Jetzt ging ich aber nicht über das Kopfsteinpflaster, sondern auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig, ohne Nummer, ohne Flicker. Der Junge schrie sofort: „Hey, Polizei, der Judenbursche ist aus dem Ghetto geflohen!“ Zu meinem Glück putzte er gerade einem Mann die Schuhe, der den Jungen verärgert anherrschte. Ich beeilte mich, schleunigst von der Straße zu verschwinden, und bog hinter dem nächsten Haus ab. Über die Hinterhöfe gelangte ich auf die Sowjetische Straße und folgte ihr bis ans andere Ende der Stadt, wo sich das Hauptquartier befand. Es wurde ein langer Weg, da mir mein Fuß sehr wehtat. Etwa gegen zehn Uhr kam ich schließlich doch noch zum Hauptquartier und erwischte den richtigen Moment, um hineinzugehen; niemand stand vor dem Eingang. Richel wohnte im zweiten Stock. Ich wusste auch noch, in welchem Zimmer, da ich ihm mehrere Male aus dem Wagen Bücher gebracht hatte, wenn unsere Brigade ins Hauptquartier kam, um im Haushalt zu arbeiten. Auf den Fluren und auf der Treppe begegnete

ich niemandem, da hier am Sonntag nicht gearbeitet wurde. Ich klopfte mehrmals an und antwortete auf die Frage, wer dort sei, mit „Boris“. Der Kapitän rief mich beim Namen und verwechselte dabei die Betonung. Er öffnete die Tür und wunderte sich sehr darüber, wie ich ohne Flicker und Dokumente durch die Stadt gekommen war. Er kam direkt aus dem Bett, verschlafen und im Morgenmantel, und war ausgesprochen unzufrieden darüber, dass ich erschienen war und ihn aus dem Schlaf gerissen hatte. Nachdem er die Tür mit dem Schlüssel verschlossen hatte, forderte er mich auf, ihn über die gesamte Angelegenheit aufzuklären. Ich war sehr nervös, verwechselte deutsche und russische Wörter, versuchte aber irgendwie, ihm alles klarzumachen. Der Offizier verstand es nicht. Verzweifelt brach ich in Tränen aus. Ich war geradezu hysterisch. Richel brachte mir Wasser, zwang mich, es auszutrinken und mich zu waschen. Ich beruhigte mich etwas, erzählte ihm alles noch einmal und machte ihm deutlich, dass meine Eltern sterben würden, wenn er sie nicht befreite. Ich konnte sonst auf niemanden mehr zählen. Richel zog seine festliche Uniform mit Abzeichen an und ließ mich wissen, dass er unverzüglich ins Ghetto gehen und versuchen würde, sie zu retten. Er schloss mich im Zimmer ein und befahl mir, mich ruhig zu verhalten und niemandem zu antworten, wenn jemand anklopfte.

Etwa zwei Stunden war er fort, und als er schließlich zurückkam, teilte er mir mit, dass niemand mehr im Bunker gewesen sei. Man hatte alle Ärzte ins Stadtgefängnis gebracht. Im Bunker hätte noch Aussicht auf Rettung bestanden, aber für die Befreiung aus dem Stadtgefängnis brauchte man die Genehmigung des Lagerkommandanten und Untersturmführers Richter. Der Kapitän fuhr zu dessen Wohnung, Richter ließ jedoch über einen Offiziersburschen mitteilen, dass er an seinen freien Tagen seine Ruhe wolle. Ich staunte, dass ein Untersturmführer den Empfang eines Kapitäns verweigerte. Der Offizier erklärte mir mit Bedauern, dass er lediglich ein Beamter sei, jener aber für die Gestapo arbeite, und dass es sich hier um völlig verschiedene Dinge handele. Richel führte mich in den Keller des Hauses, in dem ein Heizkessel stand. Hier wohnte und arbeitete ein junger jüdischer Mann namens Mischa, der zwei Jahre älter war als ich. Richel vertraute mich ihm an

und machte ihm klar, dass wir vorerst hier zu zweit wohnen würden. Später müsse man schauen, was sich so ergäbe. Am nächsten Tag nahm er einen Offizier mit und fuhr zur Kanzlei des Lagerkommandanten. Dieser empfing ihn und hörte ihn an. Der Kapitän gab ihm zu verstehen, dass es sich bei meinem Vater um den einzigen Spezialisten für eine Reihe alter Bücher handle. Nur er könne sie beurteilen und ohne ihn würde die entsprechende Arbeit stillstehen. Richters Antwort war, ihm seien alle Bücher auf dieser Welt egal. Er habe den Befehl zur Vernichtung aller jüdischen Intellektuellen bekommen und befolge diesen. Wenn der Kapitän ihm allerdings den Befehl des Generalkommissars Kube brächte, der die Freilassung meines Vaters und meiner Familie anordnete, würde er sich diesem Befehl natürlich unverzüglich beugen. Kapitän Richel bat auch seinen Vorgesetzten von Krusenstern um Hilfe. Dieser jedoch lehnte es ab, sich mit solchen Kleinigkeiten zu beschäftigen. Wenn er, Kapitän Richel, jedoch zum Generalkommissar ginge, müsste er zunächst einen Monat warten, bis man ihn empfinde, und wenn er dann um die Freilassung meines Vaters bitten würde, würde man ihn geradewegs an die Front befördern. Zwei Tage später fuhr ich dann auf einem Wagen, der Häftlinge zur Arbeit in der Nähe des Hauptquartiers brachte, ins Ghetto. Ich betrat das Haus, in dem wir wohnten, und erfuhr von der Nachbarin, dass mich morgens genau der Polizist gesucht habe, dem ich entflohen und einen Tag später auf der Straße wieder begegnet war. Die Nachbarin arbeitete mit ihren beiden Töchtern im Gefängnis, wo auch ihr Onkel lebte und als Kesselheizer tätig war. Er war Invalide; es fehlte ihm ein Bein, das er durch ein Stück Holz notdürftig ersetzt hatte. Da er als Heizer arbeitete, schlief er im Keller. Dort war er bereits eine lange Zeit und kannte somit alle Deutschen und alle Polizisten, die ständig dort anzutreffen waren. Von ihm erfuhr ich, dass der Lagerkommandant meiner Mutter einen Tausch vorgeschlagen hatte: Wenn sie unterschriebe, würden anstelle von ihr und ihrer Familie Kinder aus dem Waisenhaus des Ghettos geholt. Meine Mutter wäre dann samt ihrer Familie zurück ins Ghetto gebracht worden und stattdessen wären die Kinder mitgenommen worden. Doch sie lehnte das Angebot, wie ich erfuhr, ab und erklärte, dass sie sich als Kinderärztin ihr Leben lang um Kinder gekümmert habe und nicht mit dem Wissen weiterleben könnte, dass ihretwegen

unschuldige Kinder gestorben seien. Möglicherweise war das vom Lagerkommandanten extra als Provokation gedacht; von den Faschisten konnte man jede Niederträchtigkeit erwarten.

Meine Familie traf ich nie wieder.

Einen Monat später kehrte die Arbeitskolonne, die im Gefängnis Haushaltsarbeit verrichtete, nicht mehr ins Ghetto zurück. Zusammen mit der Kolonne verschwand auch meine ehemalige Nachbarin mit ihren Töchtern. Die wahrscheinlichste Erklärung ist, dass die gesamte Arbeitskolonne irgendwo erschossen wurde.

Richel schickte mich nicht wieder ins Ghetto zurück, sondern ließ mich weiterhin im Hauptquartier arbeiten. Zusammen mit Mischa wohnte ich im Keller des Kesselhauses. Ich hackte Holz, trug es auf Holzböcken, die hinter dem Rücken befestigt waren, in alle Stockwerke des Hauses hinauf, heizte Badeöfen, wusch Autos, lud Bücher ein und vieles mehr. Im Ghetto suchte man nicht nach mir. Offenbar hatten die Polizisten einfach verschwiegen, dass ich ihnen entlaufen war, um keinen Ärger wegen der mangelhaften Durchführung ihrer Befehle zu bekommen. Mischa und ich hatten genug zu essen. Wir bekamen zusammen pro Tag einen Laib Brot von 800 Gramm. Die Köchin im Hauptquartier war eine Russin und teilte uns das gleiche Essen aus wie den Deutschen. Zwei deutsche Frauen waren für den Haushalt zuständig, Fräulein Desau und Fräulein Koch. Es gab aus irgendeinem Grund zwei Chefs im Hauptquartier, von Krusenstern und Leihkopf. Möglicherweise waren sie an verschiedenen Formen organisierten Verbrechens beteiligt. Außerdem war da noch der Hauptquartier-Kommandant und Oberleutnant Heinen. Er trug seltsamerweise eine andere Uniform als die anderen, in einer dunkelgrünen Farbe. Ich befürchtete, dass er zur SS gehörte, und fragte einen der deutschen Chauffeure über ihn aus. Er gab mir zur Auskunft, es seien keine „Ratten“ in ihren Reihen. SS-Leute waren auch unter den Deutschen gefürchtet, und niemand mochte sie. Einen anderen Deutschen, Müller, fragte ich irgendwann, woher er so gut Russisch könne. Er erklärte mir, dass er viele Jahre in der Botschaft in Moskau zugebracht habe. Wenn ich ihn recht verstand, war

er wohl ein Spion gewesen. Im Hauptquartier gab es nur wenige Zivilisten, vielleicht 15. Sie arbeiteten als Arbeiter und Chauffeure und die Frauen in der Küche oder beim Büchereinladen. Unsere ehemalige Arbeitsbrigade zerfiel nach dem Tod meines Vaters. Ein sehr alter Mann verstarb und ein anderer namens Finnelstein setzte seine Arbeit irgendwo an einem anderen Ort fort. Ich hatte ihn einst im Ghetto getroffen, wo er sehr schlecht verarbeitete Seife aus Eigenproduktion verkaufte. Da ich praktisch nirgendwo als Lebender verzeichnet war, konnte ich im Grunde problemlos versuchen, zu den Partisanen zu fliehen. Niemand hätte wegen mir gelitten. Doch die Stadt zu verlassen und eine der Landstraßen zu betreten, barg auch ein Risiko. Auf den Straßen gab es viele Hinterhalte, und wenn ich in einen von ihnen geraten wäre, hätte das unweigerlich meinen Tod bedeutet. Die Landstraße nach Minsk zu überqueren war nur möglich, wenn man eine spezielle Erlaubnis hatte oder nachweisen konnte, dass man jünger als 14 war. Entlang der Straße standen Wachposten der Gendarmerie und der Polizei, die Dokumente kontrollierten. Wenn sie einen Juden erwischten, erschossen sie ihn gleich im Gebüsch, was immerhin besser war, als erst beim Gestapoverhör und dann in der Massengrube zu landen. Zweimal fuhr ich mit Mischa und drei oder vier weiteren Zivilisten in den Wald, um Brennholz für das Hauptquartier zu besorgen. Das war etwa zehn Kilometer von Minsk entfernt. Wir sägten Holz und luden es zwischen Wald und Eisenbahnschienen auf unseren Wagen. Der Fahrer war ein Zivilist, und uns bewachte nur ein Mann namens Wolf, der sein Sturmgewehr mit zehn Magazinen und Handgranaten dabei hatte. Für gewöhnlich hackte ich mit einer Axt Zweige von gefälltten Bäumen ab, aber nun hätte ich mit dieser Axt Wolf im richtigen Moment töten können. Mischa war jedoch mit diesem Plan nicht einverstanden. Hätten wir das getan, wären alle der beteiligten Zivilisten von den Deutschen erschossen worden. Eine Flucht in den Wald wäre ausgeschlossen gewesen, da ihre Familien noch in der Stadt waren. Kurze Zeit danach hatte Wolf in betrunkenem Zustand einen Streit mit seinem Vorgesetzten Leihkopf. Dieser entfernte ihn daraufhin aus dem Hauptquartier, und als wir einmal durch die Stadt fuhren, sahen wir ihn als Wachposten an der Eisenbahnbrücke stehen, die über die Sowjetische Straße ging.

Eines Tages kam ein sturzbetrunkenener Pilot zu uns in den Keller, holte beim Anblick von Mischa, auf dessen Jackett ein Flicker zu sehen war, seine Parabellumpistole heraus und erklärte, dass er ihn auf der Stelle hinrichten würde. Ich stand nur im Unterhemd da und sah wie ein jugendlicher aus, sodass mir der Pilot keine Beachtung schenkte. Während Mischa den Piloten zu überreden versuchte, vom Schießen abzusehen, entkam ich aus dem Keller und rannte los, um Richel zu suchen. An der Tür des Hauptquartiers stieß ich auf Oberleutnant Heinen. Er eilte sofort in den Kesselraum und schrie den Piloten lange Zeit an, der jedoch auf seinem Vorhaben bestand und erklärte, Heinen sei nicht sein Vorgesetzter. Schließlich gelang es Mischa, mit mir zusammen aus dem Kesselraum zu fliehen. Man befahl uns, das Fenster im Kesselraumkeller zu vergittern, da das Hauptquartier wie alle deutschen Organisationen die Gestapoanweisung erhalten hatte, alle Räumlichkeiten, in denen Juden wohnten, in einen „ordnungsgemäßen“ Zustand zu bringen. Wir brachten also Gitter an den Fenstern an, jedoch mit einer kleinen Abweichung von der Norm. Aus einem der Fenster konnte man mühelos auf die Straße klettern, denn die Kellertür wurde nachts von außen mit einem Hängeschloss versperrt.

Einmal befahl mir Heinen zu helfen, Waffen von einem Zimmer im ersten in ein anderes Zimmer im vierten Stock zu bringen. So musste ich unsere halbautomatischen SWT-Gewehre<sup>14</sup> schleppen. Neben mir ging Heinen und trug Pistolen, Patronen und Sturmgewehre. Ich hätte so gerne eine Pistole geklaut, aber leider ergab sich die Gelegenheit nicht. So konnte ich lediglich einen Streifen Walther-Patronen<sup>15</sup> entwenden, die mir letztlich aber nichts nützten. Obwohl Heinen weder mich noch Mischa in irgendeiner Weise drangsalierte, hätte er uns für Waffendiebstahl, denke ich, doch an die Gestapo ausgeliefert. Eines Tages sprach ich mit einem Deutschen, der gerade einen Patrouillendienst für das Hauptquartier verrichtete und vor dem Krieg als Maler gearbeitet hatte. Ich fragte ihn, warum uns die Angestellten des Hauptquartiers

---

14 SWT (Samosarjadnaja Wintowka Tokarewa): ein sowjetisches Selbstladegewehr, das während des 2. Weltkriegs entwickelt und produziert wurde.

15 Knallpatronen für Schreckschusspistolen von der Firma Walther.

und die SS-Leute so unterschiedlich behandelten. Er antwortete, dass das wohl vom Befehl der Verwaltung abhinge. Würde man ihm befehlen, Gefangene zu erschießen, so würde er es tun, auch wenn er persönlich nichts gegen sie hätte. Ich nehme an, dass jeder von ihnen, selbst Richel, zum Mörder wehrloser Menschen geworden wäre, wenn er sich zwischen einem Dienst an der Front und dem Morden hätte entscheiden müssen.

Im Mai oder Juni befahl Kapitän Richel mir und ein paar Frauen und Männern, alles Zivilisten, sich auf die Ladefläche seines Wagens zu setzen und mit ihm irgendwohin zu fahren. Wir fuhren eine halbe Stunde lang und kamen am Theaterhaus für Oper und Ballett an. Dort stellten wir uns vor dem Keller in einer Menschenkette auf und reichten Bücher von Hand zu Hand, um sie in den Wagen zu laden. Mit dem Wagen fuhr die Hälfte unserer Arbeitsbrigade zu den Eisenbahnschienen und lud die Bücher in einen Waggon, die andere Hälfte bereitete alles vor dem Theater für die Rückkehr des Wagens vor. Als der Wagen zur Eisenbahn-Station abgefahren war, beschlossen Mischa und ich, die anderen Räume des Hauses zu erkunden. Im großen Zuschauersaal des Theaters waren keine Sessel mehr, und der gesamte Boden war mit Kleidern und Schuhen bedeckt. Auf den meisten Kleidern waren Flicker und Hausnummern aufgenäht, auf manchen ein sechseckiger Stern, aber es gab auch welche ganz ohne gelbe Flicker. Ganz offensichtlich war das hier ein Lager für die Kleidung ermordeter Menschen. Ich wühlte darin in der Hoffnung, die Kleider meiner Eltern zu finden, die die Nummer 10 getragen hatten. Es war mir klar, dass ich sozusagen die Nadel im Heuhaufen suchte. Da waren so viele Kleidungsstücke von Männern, Frauen und Kindern. Doch plötzlich erblickte ich einen Sommermantel, der dem meiner Mutter glich. Die Größe, das Material, die Beschaffenheit des Stoffes, alles stimmte, nur die Nummer war abgerissen. Ich stand inmitten des Kleiderhaufens, hielt den Mantel in den Händen, die Taschen waren leer. Ich konnte nicht sicher sagen, ob das nun der Mantel meiner Mutter war oder nicht. Dann kam ein Deutscher herein, schimpfte und jagte uns aus dem Saal. Durch diese Kleider standen mir auf einmal meine Mutter, mein Vater, mein Schwesterchen vor Augen. Mir wurde so schwer ums Herz, dass

ich in diesem Moment jeglichen Lebenswillen verlor. Ich kauerte mich in eine Kellerecke, fiel auf die Bücher und brach in Tränen aus. Offenbar erklärte Mischa den umstehenden Mädchen, was die Ursache für mein Verhalten war, und so ließen mich alle in Ruhe. Erst eine Stunde später stand ich auf und lud mit den anderen zusammen weiter Bücher ein.

Mischa und ich verbrachten die nächsten Monate, April bis August, im Kesselraum. In dieser Zeit halbierte sich die Bevölkerung des Ghettos aufgrund der Massenmorde und wegen zahlreicher Fälle von Mord an einzelnen Häftlingen. Eines Tages kam Richel abends in den Kesselraum und informierte uns über ein Rundschreiben von der Gestapo, das alle Organisationen der Stadt dazu aufforderte, die Zahl der von ihnen beherbergten Juden anzugeben. Manche Häftlinge wohnten auf dem Gelände verschiedener deutscher Unternehmen mit der Erlaubnis der Lagerleitung, viele waren es jedoch nicht.

Richel ließ uns wissen, dass er der Aufforderung Folge leisten müsse. Er würde jedoch ohne Gefahr für sich selbst angeben können, dass in seinem Hauptquartier keine jüdischen Häftlinge wären, wenn wir im Ghetto wohnten und zur Arbeit fahren würden. Am nächsten Morgen würde er uns eigenhändig ins Ghetto fahren und eine Vereinbarung darüber treffen, dass man uns mit dem Wagen zur Arbeit bringen würde, der Häftlinge einsammelte, die in verschiedenen Werkstätten angestellt waren. Doch am nächsten Morgen ließ ihn jemand zu sich bestellen, und so gab es niemanden, der uns hätte ins Ghetto bringen können. Gegen zwei Uhr fuhren einige Autos mit SS-Männern vor das Hauptquartier, die dann dort Wache standen. Gegenüber dem Gebäude war ein Sägewerk, in dem aus Holzlatten Würfel als Treibstoff für gasbetriebene Wagen geschnitten wurden. Der Betrieb hatte nichts mit dem Hauptquartier zu tun. Für gewöhnlich wurde das Sägewerk von einigen Polizisten bewacht, jetzt wurden die Polizisten durch die SS-Männer ersetzt. Dann kam Richel hereingestürmt und bedauerte sehr, dass er es nicht mehr geschafft hatte, uns ins Ghetto zu bringen. So wurde die Tür zum Keller von außen zugeschlossen, und Mischa und ich beschloßen, wenn es brenzlig wurde, aus dem Keller zu verschwinden. Das Problem war nur: Wir konnten zwar aus dem Fenster

klettern, aber ganz in der Nähe stand ein Wachmann, der uns sofort mit einer Gewehrsalve empfangen hätte. Also stiegen wir stattdessen in den Heizkessel, der glücklicherweise im Sommer außer Betrieb und voller Müll war. Etwa zwei Stunden später öffnete jemand die Tür, lief den Heizkeller entlang und ging dann wieder. Die Kellertür wurde wieder verschlossen. Zum Abend hin vernahmen wir Musik; oben im Hauptquartier vergnügte man sich wohl. Erst um Mitternacht stiegen wir aus dem Kessel, als die Autos und Motorräder der Wachleute den Hof des Hauptquartiers verlassen hatten. Kube hatte irgendein Fest gefeiert.

Am folgenden Morgen fuhr uns Richel in seinem Opel zum Ghetto. Wir hielten am Gebäude des Arbeitsamtes, aus dem Epstein ohne Kopfbedeckung heraustrat, um sie nicht vor dem Offizier absetzen zu müssen. Das war wirklich ein höchst ungewöhnliches Ereignis – ein Offizier brachte in seinem eigenen Wagen zwei Häftlinge ins Ghetto und gab den Befehl, sie dort unterzubringen! Epstein ordnete an, uns beiden ein kleines Zimmer, dessen Bewohner verschwunden waren, zur Verfügung zu stellen. Und dieses Zimmer bekamen wir auch. Eine Stunde später betrat unser Zimmernachbar das Zimmer und berichtete uns, dass hier zuvor vier Personen gewohnt hatten, die zu den Partisanen geflohen waren. Man hatte sie auf der Flucht am Stadtrand abgefangen, sie so entstellt, dass man ihre Gesichter nicht mehr erkennen konnte, dann zurück ins Ghetto gebracht und auf dem Friedhof erschossen. Danach stieg unser Zimmernachbar ganz ungeniert in den Schrank und in die dort befindliche Truhe, warf alle Sachen hinaus, nahm sich einen Teil davon und stieß den Rest mit seinem Fuß weg. Er sagte: „Die Lumpen gehören euch.“ Da ich die Angewohnheiten der Deutschen kannte, wollte ich in diesem Haus keineswegs übernachten, denn ich befürchtete, dass es in der Nacht dem Erdboden gleichgemacht werden würde. Mischa erklärte mir aber, dass bereits drei Tage seit der Erschießung der ehemaligen Hausbewohner vergangen waren. Da bisher niemand das Haus angerührt hatte, würde es auch so bleiben. So verbrachten wir die Nacht doch in diesem Zimmer und fuhren morgens mit dem Auto zu der nächstgelegenen Werkstatt zur Arbeit.

Die folgenden Tage brachte uns dieses Auto zur Arbeit. Wir waren jedoch von einer anderen Werkstatt und nutzen das Auto lediglich als Transportmittel. Weil wir feststellten, dass uns die Wachleute nicht zählten und wir überhaupt nirgendwo registriert waren, beschlossen wir, lieber illegal im Keller zu wohnen. Abends nach der Arbeit taten wir so, als gingen wir fort, tatsächlich stiegen wir jedoch auf der anderen Seite des Gebäudes durch das Kellerfenster wieder ein. Ein Gitterstab im Fenster konnte entfernt und wieder unbemerkt eingesetzt werden. Natürlich saßen wir ganz ruhig im Keller, niemand betrat ihn und alles funktionierte wie geplant. Morgens kletterten wir durch dasselbe Kellerfenster wieder hinaus und erschienen bei der Arbeit, so als wären wir gerade erst hergefahren worden.

Warum Mischa eines Tages allein ins Ghetto fuhr, weiß ich nicht mehr. Aber ich sah ihn danach nie mehr. Zwei Tage nach seinem Verschwinden fuhr ich ins Ghetto und fragte nach, was mit ihm geschehen sei. Über eine junge Frau erhielt ich von ihm eine Notiz, in der er mir mitteilte, dass er in eine Razzia gekommen sei und man ihn ins Lager gebracht habe. Dort bekamen die Gefangenen kaum Verpflegung und waren schon im Voraus für die Erschießung bestimmt. Mischa bat mich darum, Kapitän Richel über seinen Aufenthaltsort zu informieren und ihn zu bitten, ihm aus der Klemme zu helfen. Ich gab der jungen Frau zwei Laibe Brot für Mischa, das war alles, was ich besaß. Die Frau arbeitete in einer Arbeitskolonne, die täglich im Lager an der Breiten Straße war.

Am folgenden Tag informierte ich Richel und zeigte ihm Mischas Notiz, doch Richel entgegnete, dass er Mischa aus dem Ort, wo er sich nun aufhielt, nicht mehr befreien könne. Ich nehme an, dass Richel selber Angst davor hatte, sich dort blicken zu lassen. Ich war noch zwei weitere Male im Ghetto, konnte aber nichts weiter erfahren. Die junge Frau fand ich auch nicht mehr. Die Arbeitskolonne kehrte nicht mehr aus dem Lager an der Breiten Straße zurück. Ich traf den Bruder einer unserer Frauen, die zuvor mit meinem Vater und mir gearbeitet hatte. Der Bruder war vor dem Krieg einer der führenden Ingenieure in Minsk gewesen. Nun war aus ihm ein bis auf die Knochen abgemagerter und

furchtbar heruntergekommener Greis geworden. Seine Schwester war umgebracht worden, er war allein. Ich bot ihm zwei Brotrationen an mit den Worten, ich sei satt und müsse dort, wo ich arbeitete, keinen Hunger leiden. Er lehnte aber das Brot ab mit der Begründung, es sei eine Kostbarkeit und würde mir noch nützen. Trotzdem legte ich die Brotrationen neben ihm ab und rannte weg. Ich erinnere mich weder an seinen Vor- noch an seinen Nachnamen.

## Die Flucht aus dem LKW

Eines Morgens kam ich wie gewohnt zum Wachposten und bat den Wachmann um die Erlaubnis, zusammen mit den anderen Arbeitern in dem LKW mitfahren zu dürfen, der in die Einrichtung neben dem Stabsquartier fuhr. Der Wachmann nickte wohlgefällig und erlaubte mir mitzufahren. Alles lief wie gewohnt. Die Begleitposten setzten sich neben die Gefangenen in den LKW. Etwa 20 Arbeiterhäftlinge fuhren stehend mit. Unter uns waren Rosa und noch eine Frau aus unserem ehemaligen Bücherlager. Auf dem Weg hielt der LKW gewöhnlich immer zwei Mal an, um wartende Zivilarbeiter aufzusammeln. Dieses Mal jedoch fuhr er ohne anzuhalten an den wartenden Zivilarbeitern vorbei. Sie riefen und winkten dem LKW hinterher. Jemand von den Häftlingen sagte zu dem Begleitposten, der Fahrer habe offensichtlich vergessen, anzuhalten und die Mitarbeiter mitzunehmen. Er schrie jedoch zurück, das gehe uns nichts an. Als der Wagen auch an der zweiten Gruppe der wartenden Zivilarbeiter vorbeifuhr, wurden alle unruhig. Der Fahrer fuhr nicht auf die Brücke über den Fluss, wie sonst auf dem Weg zur Arbeit, sondern bog nach links in Richtung des Theaters ab. Auf dieser Straße wurden Menschen in das Lager in der Schirokaja Straße gebracht. Das Herz klopfte mir bis zum Hals. Wenn ich jetzt nicht weglief, würde mir eine Flucht aus dem Ghetto auf keinen Fall mehr gelingen und meine Kleidung würde im Theater herumliegen, so wie die von den anderen Ermordeten. Ich riss den gelben Flecken von meiner Brust und flüsterte dem jungen Mann neben mir zu: „Reiß den Flecken von meinem Rücken ab, schnell.“ Er riss ihn ab. Den neben mir stehenden Menschen flüsterte ich eilig zu: „Reißt eure gelben Sterne und Flecken ab, bewegt euch zum hinteren Teil des LKWs und springt auf mein Signal hin ab. Dann rennt in verschiedene Richtungen davon, sonst werdet ihr getötet.“ Die Straße war steil und der LKW wurde etwas langsamer. In der Nähe des Flussufers konnte man ausgebrannte Häuserblocks sehen. Ich kommandierte: „Los jetzt!“ und sprang als Erster ab. Ich fiel hin, schlug mir die Knie und das Gesicht auf, kam wieder auf die Beine und rannte fort von der Straße in Richtung der ausgebrannten Gebäude. Hinter mir sprangen weitere Men-

schen aus dem LKW. Offensichtlich hatten die Wachmänner nicht sofort begriffen, was los war, doch dann schrien sie los: „Halt! Halt!“ Anschließend hörte man Gewehrsalven, der LKW blieb aber nicht sofort stehen. Das gab mir die Möglichkeit, eine Zeitlang außerhalb des Sichtfelds der Begleitposten zu rennen. Doch dann piffen die Kugeln auch um mich herum. Ich rannte, warf mich von einer Seite auf die andere und erreichte endlich eines der Häuser. Durch die Anstrengung flimmerte es vor meinen Augen, ich bekam keine Luft. Mit letzter Kraft schaffte ich es, irgendwie durch ein zerbrochenes Fenster in das Innere eines ausgebrannten Hauses zu kommen. Beim Abspringen aus dem Lastwagen hatte ich wahrgenommen, dass noch andere abgesprungen waren, aber nachher konnte ich mich nicht umsehen und wusste somit nicht, ob noch anderen die Flucht gelungen war. Ich lief über aufgehäufte Ziegelsteine, kletterte auf der anderen Seite des Hauses hinaus und rannte zum Fluss, obwohl es eigentlich gar nicht mehr nötig war, wegzulaufen. Im LKW gab es keinen Hund. Einer der Begleitposten saß in der Fahrerkabine, die anderen beiden im Laderaum, keiner von ihnen würde länger auf der Straße nach mir suchen. Dies war mir damals jedoch nicht bewusst, und so tat ich alles, um so schnell und so weit wie möglich wegzulaufen.

Ich versteckte mich im Gebüsch am Fluss und beruhigte mich ein bisschen. Was sollte ich jetzt tun? Wenn ich einfach in den Wald hineinfliehe, würde ich womöglich Polizisten in die Hände laufen. Ins Ghetto zurückkehren, unter der Umzäunung durchklettern? Und dann? Ich entschloss mich, zu meiner Arbeitsstelle am Stabsquartier zu gehen. Niemand fragte mich, warum ich zu spät zur Arbeit kam. Abends tat ich so, als würde ich in das Ghetto zurückkehren. Doch stattdessen kletterte ich in den Keller und übernachtete dort. Am nächsten Morgen arbeitete ich ganz normal, als wäre ich am Morgen aus dem Ghetto zur Arbeit gekommen. Nachmittags kam eine junge Lettin in den Heizraum. Sie schaute sich um, und erst nachdem sie sich vergewissert hatte, dass ich alleine im Raum war, sagte sie zu mir: „Du musst aus der Stadt weggehen, sonst wirst du getötet. Ich weiß es genau. Du darfst nicht mehr hierherkommen.“ Sie bot mir etwas Geld an, aber ich hatte selbst 20 Besatzungsmark und lehnte ihr Geld ab.

Auf die Frage, wer sie geschickt hatte, sagte sie, niemand habe sie geschickt, ich hätte sie hier auch nie gesehen und sie habe mir nichts mitgeteilt. Die junge Frau war noch nicht so lange im Stabsquartier und was sie dort tat, wusste ich nicht, aber ich hatte sie zwei Mal mit Kapitän Richel zusammen gesehen. Ich entschloss mich, trotzdem herauszufinden, was im Ghetto los war.

Ich ging durch die Stadt in Richtung Ghetto, kletterte in ein ausgebranntes Gebäude neben dem Ghetto und wartete ab, ob ich etwas sehen oder hören würde. Im Ghetto herrschte Stille. Nicht einmal Schüsse waren zu hören. Ich kroch unter dem Zaun hindurch und ging zu meinen Bekannten, bei denen ich eine Zeitlang gewohnt hatte. Im Ghetto gab es beunruhigende Gerüchte. Einige sprachen davon, dass das Ghetto in den Westen von Weißrussland verlegt, andere davon, dass es zerstört werden würde.

Ich fasste den Entschluss, mir Zutritt zum Bücherlager zu schaffen, in dem ich mit meinem Vater gearbeitet hatte. Also kletterte ich wieder unter dem Zaun hindurch und ging durch die mir bekannten Straßen, bis ich in den Hof des Bücherlagers kam. Ich zog das bereits zu diesem Zweck vorbereitete Brett unter der Außentreppe am Eingang hervor und kletterte mit dessen Hilfe durch das Fenster in der zweiten Etage in das Gebäude hinein. Das Brett zog ich mit mir hinein und schloss das Fenster. Das Gebäude war mit einem Hängeschloss abgeriegelt, aber niemand bewachte es. Der Wächter Josef Kasimirowitsch erschien nicht zur Arbeit, offensichtlich war er krank. Ich hatte einen halben Brotlaib mit mir, eine Feldflasche mit Wasser und ein Schustermesser, das mir irgendwann die Mutter von Grischa Dubowsky gegeben hatte. In der zweiten Etage des Bücherlagers lagen außer den Büchern auch nach Jahren sortierte, gebundene Zeitungsausgaben. Ich schichtete sie so, dass zwischen den etwa auf zwei Meter aufgetürmten Zeitungstapeln ein kleiner Hohlraum entstand. In diesen Hohlraum kletterte ich hinein und deckte mich mit weiteren Zeitungen zu. In dem Geheimraum zwischen den Zeitungstapeln konnte man nun stehen, sitzen und schlafen. Hier verbrachte ich drei Tage. Am vierten Tag, als ich mein ganzes Brot aufgegessen und mein ganzes Wasser ausgetrun-

ken hatte, wurde ich ungeduldig. Aus dem Fenster des Bücherlagers konnte ich tagsüber sehen, wie Menschen in das Gebäude des Museums für Tierkunde hineingingen, Deutsche waren eher selten dabei. Ich brauchte den Kontakt zu Herrn Vesovitsch, aber ich hatte Angst, das Bücherlager zu verlassen, da ich nicht wusste, an wen ich geraten könnte. Aus dem Ghetto waren Schüsse zu hören, ganze Gewehrsalven, nicht nur nachts, sondern auch tagsüber. Aus der Intensität des Beschusses war klar, dass dort wieder ein Pogrom stattfand. Ich hatte keinen großen Hunger mehr, aber der Durst quälte mich sehr. Es gab keinen Wasseranschluss im Bücherlager, ein Brunnen im Hof war auch nicht vorhanden. Der Trinkbrunnen auf der Straße war weiter weg. Es war gar nicht daran zu denken, diesen Trinkbrunnen tagsüber zu erreichen, und nachts war eine Streife mit Lampen und, was noch schlimmer war, oft in Begleitung von Hunden unterwegs. Die Deutschen kletterten in zertrümmerte, zerbombte Gebäude und suchten dort nach versteckten Menschen. Oft ließen sie Schäferhunde nach den Versteckten suchen. Wer gefunden wurde, wurde sofort getötet. Drei Mal kam die Streife in den Hof des Bücherlagers, aber da die Türen mit Schlössern versehen und versiegelt und die Fenster alle intakt und verschlossen waren, gingen die Deutschen weiter, nachdem sie das Gebäude des Museums und das des Bücherlagers umrundet hatten.

Als es in einer Nacht leicht regnete, zog ich Hemd und Unterhemd aus und legte beides in die Regenrinne auf dem Dach. Die nasse Kleidung wrang ich dann aus und trank das Wasser genüsslich. Statt eines Bechers hatte ich eine abgebrochene Flasche. Mit einem Bleistiftstummel verfasste ich auf einer aus einem Buch ausgerissenen Seite einen Brief an Vesovitsch. Ich schrieb, dass ich in dem Bücherlager sei, und bat ihn, dorthin zu kommen. Den Brief legte ich in eine Flasche, davon gab es jede Menge auf dem Dachboden. Am Morgen, als Vesovitsch allein zur Arbeit ging, warf ich ihm diese Flasche aus dem Fenster vor die Füße. Er blieb stehen, sah sich um, aber keiner war zu sehen. Dann hob er den Brief auf und ging, ohne diesen zu lesen, zu seinem Arbeitsplatz im Museum für Tierkunde. Etwa 20 Minuten später kam er zu mir. Er hatte einen eigenen Schlüssel vom Bücherlager. Dass mein

Vater umgebracht worden war, wusste er schon lange. Er bestätigte, dass im Ghetto eine Aktion stattfand und in der Stadt tagsüber und nachts verstärkte Kontrollen durchgeführt wurden. Überall wurden entlaufene Gefangene gesucht. Man durfte sich nicht auf der Straße blicken lassen und aus der Stadt sollte man auch nicht hinausgehen. Der einzige Ausweg war – hier im Bücherlager abzuwarten. Vesovitsch brachte mir etwas zu essen. Mein Versteck zwischen den Zeitungen fand jedoch nicht seine Zustimmung. Man konnte nie wissen, was die Deutschen vorhatten. Vielleicht würden sie sich entschließen, die Bücher herauszubringen und würden mich dabei entdecken? Wenn sich im Bücherlager Menschen aufhielten, wie konnte ich dann unbemerkt entkommen? Ich beschloss, zunächst auf dem Dachboden zu leben, wo es jede Menge Unrat, kaputte Möbel, zerbrochene Kisten und andere Dinge gab. Dort richtete ich mir ein Versteck ein. Es war jedoch sehr kalt, besonders nachts. Vesovitsch erzählte seinen Mitarbeitern von mir, und sie alle, Dubinina, W. Kasimirowitsch, Bibliothekarin Alexandra und noch ein weiterer Mitarbeiter des Museums brachten mir der Reihe nach Essen, soviel sie hatten, obwohl sie selbst hungern mussten.

So lebte ich etwa drei Wochen oder etwas länger im Bücherlager. Einige Male kamen Deutsche, zwei Mal mit Vesovitsch und sonst ohne ihn. Einmal hörte ich die Stimme von Richel, der einem anderen Deutschen etwas zu den Büchern erklärte. Niemand versuchte auf den Dachboden zu klettern, da es keine Leiter gab, und das Brett, über das ich hochgeklettert war, nahm ich immer mit mir nach oben. Ein paar Mal kamen irgendwelche Jungs, um Bücher zu stehlen. Sie kletterten auch durch das Fenster, jedoch durch das der ersten Etage, das sie mit einem Haken öffneten.

Die Aktion im Ghetto zog sich hin. Gewöhnlich dauerte ein Pogrom zwei bis drei Tage, diesmal jedoch schon bereits die zweite Woche. Es wurde langsam klar, dass das ganze Ghetto liquidiert werden sollte. Alle wurden wahllos umgebracht. Verstecke wurden in diesen letzten Tagen des Ghettos mit Hunden aufgespürt und verbrannt oder mit Handgranaten beworfen.



## Teil 2

### Die Flucht aus der Stadt zu den Partisanen

Ungefähr eine oder zwei Wochen, nachdem das Ghetto liquidiert worden war, brachte mir Vesovitsch einen leeren Reisesack, eine Schaufel, Zwieback und einen kleinen Topf mit geschmolzener Butter. Das Wichtigste war jedoch die Geburtsurkunde! Von da ab war ich nun ein Junge, der irgendwo in einem weit entfernten Dorf zur Welt gekommen und noch keine 14 Jahre alt war. Nach den deutschen Gesetzen musste man bis zum 14. Lebensjahr nicht arbeiten und auf den Straßen wurde kein Passierschein gefordert. Vom Aussehen her konnte ich problemlos für einen 14-jährigen Jungen gehalten werden. Ich prägte mir gründlich meine neue Herkunft ein: wer ich war, wer meine Eltern waren, wo und wann ich geboren wurde. Landstraßen waren gefährlicher als Hauptstraßen, denn auf Hauptstraßen waren viele Menschen unterwegs, und ich fiel nicht besonders auf. Auf einer Landstraße wäre ich eher allein unterwegs und könnte leichter Polizisten in die Hände fallen, die dann meine Tarnung aufdecken könnten. So fasste ich den Entschluss, auf der Verbindungsstraße von Moskau nach Minsk zu gehen, der größten und verkehrsreichsten Hauptstraße. An den Kontrollpunkten stand hier die Feldgendarmarie, die man einfacher hinter Licht führen konnte. Polizisten konnten zwar auch anwesend sein, aber das war seltener. Ich hatte keine andere Wahl, ich musste das Risiko, entdeckt zu werden, auf mich nehmen. Aus Erfahrung wusste ich, dass die Deutschen bei einer Durchsuchung die betroffene Person aufforderten, die Hände über dem Kopf zu halten. Ich hatte mir daher zwei enge Gummis um meinen linken Arm gebunden und unter den Gum-

mis das Schustermesser mit der Klinge in Richtung zum Ellenbogen festgemacht. Im schlimmsten Fall, wenn man feststellen würde, dass ich ein Jude war, würde ich es schaffen, das Messer herauszuziehen und den Deutschen damit anzugreifen. Möglicherweise würde ich es sogar noch einmal schaffen, wegzulaufen, jedenfalls würde ich es ihnen schwer machen, bevor sie mich töteten.

Um zwölf Uhr mittags nahm ich die Schaufel, den Reisesack mit dem Topf, den Zwieback, etwas Salz in einer Blechdose und einen Löffel sowie einen leeren Kartoffelsack und ging mit einem unbekümmerten Ausdruck in Richtung Moskauer Hauptstraße. Auf der Hauptstraße war viel Verkehr: Autos, Pferdefuhrwerke, Fahrradfahrer, Panzerfahrzeuge. Niemand beachtete den in alten Hosen aus deutscher Herstellung und einer wattierten Jacke gekleideten halbwüchsigen Jungen, der eine Schaufel über der Schulter trug. Alles lief normal, bis ich nach drei Kilometern an einer Blockhütte mit einer Sperrschranke ankam. Die Schranke war offen, aber neben der Blockhütte stand ein Feldpolizist mit einem halbrunden Schild auf der Brust und einem Sturmgewehr. Der zweite Polizist saß in der Blockhütte und telefonierte. Ich hatte keine Chance, unbemerkt zu entkommen, so ging ich auf der Straße geradewegs auf ihn zu. Es herrschte allgemein großer Hunger, viele Stadtbewohner waren unterwegs in die Dörfer, um diverse Gegenstände und Wertsachen gegen Lebensmittel einzutauschen oder gegen den Lohn von einem halben Sack Kartoffeln bei den Bauern zu arbeiten. Diese Erklärung wollte ich nun auch vorbringen. „Halt, Ausweis!“, stoppte mich der Deutsche. Ich verstand sehr gut, was er gesagt hatte, benahm mich aber so, als hätte ich ihn nicht verstanden. Ich band meinen Reisesack auf und zeigte meinen leeren Kartoffelsack, die paar Stücke Zwieback und den Topf. „Nein, Ausweis, ein Papier“, wiederholte der Deutsche. Jetzt wurde es gefährlich, weiter so zu tun, als würde ich ihn nicht verstehen. „Ach so, ein Papier“, sagte ich und zog eine alte Zeitung heraus, klappte sie auf, holte meinen Geburtsschein heraus und gab ihn dem Deutschen. Damit er meine Aufregung nicht bemerkte, biss ich mit einem gleichgültigen Gesichtsausdruck ein Stück meines Zwiebacks ab und kaute daran. Der Polizist schaute prüfend auf mich, dann wieder auf meinen Geburtsschein. Der Deutsche

war riesig, er muss etwa zwei Meter groß gewesen sein. Sogar wenn ich es schaffen würde, mein Messer herauszuholen und es ihm ins Auge zu stechen, was kaum wahrscheinlich war, würde mich der andere Polizist aus der Blockhütte sofort mit seinem Sturmgewehr niederhauen. Ich konnte nirgendwohin weglaufen, und somit war ich schon wieder in der Situation: handeln oder fliehen. Zu meinem Glück fuhr in dem Moment ein Pferdefuhrwerk Richtung Stadt an uns vorbei. Wieder erklang ein: „Halt, Ausweis!“, aber diesmal an den Bauer gerichtet, der auf dem Fuhrwerk saß. Während der Bauer seinen Passierschein herausholte, suchte der Deutsche mit der einen Hand etwas im Heu auf dem Pferdefuhrwerk, in der anderen Hand hielt er immer noch meinen Geburtsschein. Auf einmal holte er aus dem Heu ein Ei heraus. Erfreut über seinen Fund gab er mir meinen Geburtsschein zurück und steckte ein Ei aus dem Pferdefuhrwerk nach dem anderen in seine Manteltaschen. Natürlich beeilte ich mich, weiterzugehen, musste mich jedoch zwingen, ganz ruhig zu sein.

Ein paar Kilometer hatte ich Ruhe. Dann überholten mich vier oder fünf Pferdewagen, die aus der Stadt kamen. Gleichzeitig fuhr Vesovitsch auf einem Fahrrad an mir vorbei; auch er kam aus der Stadt. Ein paar Minuten später fuhr er wieder an mir vorbei, jetzt in die andere Richtung, aber er schaute mich nicht einmal an. Es erschien mir sicherer, mit einem Pferdewagen unterwegs zu sein. Deshalb bat ich einen Bauern, mich mitzunehmen. Der Bauer war allem Anschein nach nicht ganz nüchtern, machte mir aber Platz, und ich setzte mich neben ihn. Ich hatte überhaupt keine Lust auf Unterhaltung, aber der Bauer fing an mich auszufragen, wer ich sei, woher ich komme, wohin und warum ich unterwegs sei. Ich musste ihm meine Geschichte erzählen, dass ich unterwegs zu meiner Tante in das Dorf Sabolotje<sup>16</sup> sei, wo ich etwa eine Woche bleiben und ihr auf dem Hof helfen würde. Offenbar schöpfte der Bauer Verdacht, da ich nicht wirklich einem Dorfjungen ähnelte, und als wir nach sieben Kilometern wieder einen Kontrollpunkt vor uns sahen, sagte er mürrisch: „Junge, steig herunter vom Fuhrwerk, das wird besser sein.“ So musste ich absteigen und zu Fuß weitergehen. Der Polizist kontrollierte den Passierschein nur beim ers-

---

<sup>16</sup> Sabolotje: „Hinter dem Sumpf“.

ten Fuhrwerk und winkte den anderen zu: „Fahrt durch!“ Mich schaute er nur an und murrte etwas, hielt mich aber nicht an. Es war Sonntag, und viele Bauern waren mit Pferdewagen unterwegs zum Markt in die Stadt und wieder zurück. Als wir den Kontrollpunkt passiert hatten, wurde mein Kutscher wieder fröhlicher, klopfte mit der Hand auf das Heu und lud mich ein, wieder mitzufahren: „Komm setz dich, kein Deutscher ist in Sicht.“ Ich antwortete ihm möglichst gleichgültig, dass mir die Kontrollpunkte vollkommen egal seien. Aber dem Bauern war offenbar klar, mit was für einem er es zu tun hatte, und er fragte mich weiter aus: wie der Name meiner Tante sei und wo im Dorf sie genau wohne. Ich hatte wirklich vor, in dieses Dorf zu gehen, aber natürlich nicht zu meiner Tante, sondern zu einem Verbindungsmann der Partisanen, mit einer Nachricht von Vesovitsch. Der Kutscher erklärte mir, dass ich es heute nicht mehr bis zu diesem Dorf schaffen würde. Ich könne aber mit ihnen fahren und in ihrem Dorf übernachten. Ich müsste mich dann nur beim Dorfvorsteher melden und ihm mitteilen, wo ich übernachten würde. Jetzt mischte sich die Frau in unser Gespräch ein, die bisher schweigend auf dem Wagen mitgefahren war: „Hör nicht auf ihn, Junge, und gehe deines Weges. Wir werden gleich von der Hauptstraße abbiegen. – Du kannst es einfach nicht lassen!“, wandte sie sich ärgerlich an ihren Mann. Ich hörte ihrem Gespräch nicht weiter zu, sondern sprang von der Kutsche ab und ließ sie vorfahren. Inzwischen hatte ich kapiert, dass der Dorfvorsteher bestimmt ein Lakai der Deutschen und der Kutscher auch nicht besser war. Die Pferdewagen bogen bald alle von der Hauptstraße ab. Mir fiel ein, dass der Kutscher gesagt hatte, dass es keine Kontrollpunkte mehr gäbe, und so ging ich froh und munter meines Wegs. Leider hatte ich für meine Reise neue Stiefel angezogen und meine alten Schuhe im Bücherlager zurückgelassen. Die Stiefel drückten unbarmherzig, aber das empfand ich als eine Kleinigkeit; die Stiefel würden sich beim Tragen schon an meine Füße anpassen.

Alles war gut, die Sonne schien, keiner schenkte mir Beachtung, und ich war bislang allen Gefahren entgangen. Ich schritt froh die Hauptstraße entlang und pfiiff verschiedene Arien aus bekannten Operetten. So verging etwa eine Stunde, bis ein paar Kutschen mich überholten,

in denen Polizisten saßen. Einer von ihnen rief mir etwas Unanständiges zu. Zu früh hatte ich mich gefreut. Hätte einer der Polizisten darüber nachgedacht, woher wohl ein Dorfjunge Opernarien kannte, wäre ich nicht weiter als bis zum Straßengraben gekommen. Als die Dämmerung einbrach, setzte ich mich auf einen Stein neben der Straße, um die Fußlappen neu zu binden. Ich hatte mir bereits die Füße wund gelaufen und konnte wegen der Blasen nur mit größter Mühe meine Stiefel wieder anziehen. Unter Schmerzen ging ich missmutig weiter. Zu allem hin fing es auch noch an zu nieseln. Der Verkehr auf der Hauptstraße wurde merklich weniger, und bald überholten mich nur noch einzelne Autos. Vor mir auf der Hauptstraße, etwa hundert Meter entfernt, sah ich, wie ein Auto stehenblieb. Die Leute stiegen aus dem Auto und stellten sich in einer Reihe auf. Offensichtlich wurde dort wieder kontrolliert, also war es besser für mich, da nicht hinzugehen. Na gut, dann würde ich tiefer in den Wald hineingehen, dort übernachten und morgen früh meinen Weg fortsetzen – so dachte ich.

Ein paar Meter von der Hauptstraße entfernt befand sich rechts ein kleiner Feldweg, und vielleicht 70 Meter weiter vorne konnte man zu beiden Seiten des Feldwegs Gebüsch erkennen. Ich schlug den Weg dorthin ein, aber noch bevor ich das Gebüsch erreichte, bog ich rechts vom Feldweg ab und hörte plötzlich hinter mir Gewehrsalven, die in meine Richtung gingen, sowie das Knattern von Gewehrschüssen. Ich hatte große Angst und lief so lange, bis ich keine Luft mehr hatte. Vorbei an Sträuchern und Bäumen. Mit Mühe zog ich meine Beine aus sumpfigen Stellen hoch und wich den Verfolgern aus. Ich lief, bis ich kraftlos auf irgendeiner Erhebung in einem Sumpf niedersank. Anscheinend hatten mir Deutsche in dem Gebüsch in einem Hinterhalt aufgelauert. Solange ich auf sie zugegangen war, konnten sie mich sehr gut aus dem Gebüsch heraus beobachten und warteten, bis ich direkt in ihre Falle lief. Doch als ich vom Weg rechts abbog, dachten sie vermutlich, ich hätte sie entdeckt und schossen los. Wäre ich nur ein paar Minuten weiter auf der Hauptstraße gegangen oder wäre ich links abgebogen – es wäre das Ende gewesen.

Als ich etwas zu mir kam, merkte ich zwar, dass keiner mich verfolgte,

stapfte aber zur Sicherheit noch weiter in den Sumpf hinein. Verwundert stellte ich fest, dass ich auf meiner Flucht meinen Reisesack und die Schaufel, warum auch immer, nicht fallengelassen hatte. Die Deutschen waren mir nicht in den Sumpf gefolgt; es machte schließlich einen Unterschied, ob man im Hinterhalt saß oder mich in den Wald hinein verfolgte, wo die Gefahr bestand, dass man jederzeit unter Beschuss kommen oder von einer Granate getroffen werden konnte.

Notgedrungen verbrachte ich diese Nacht im Sumpf. Erst in der Morgendämmerung wagte ich mich heraus. Durch meine Flucht war ich so durcheinander, dass ich nicht mehr wusste, in welche Richtung ich gehen musste, aber ich konnte ja auch nicht auf der Stelle bleiben. Das Gehen fiel mir sehr schwer, die Stiefel schnitten bei jedem Schritt wie Messer in meine Füße. Ich hatte jedoch Angst, sie auszuziehen, da ich es danach womöglich nicht mehr schaffen würde, sie auf meine geschwollenen, mit blutigen Blasen bedeckten Füße wieder anzuziehen. Etwa zwei Stunden irrte ich in Wald und Sumpf herum und kam dann endlich auf irgendeinem Feldweg heraus. Ich orientierte mich am Lärm des morgendlichen Verkehrs auf der Hauptstraße und ging in die entgegengesetzte Richtung. Als ich gerade bergauf ging, sah ich einen Deutschen auf einem Fahrrad. Neben ihm lief an einer langen Leine ein großer, grauer Schäferhund. Der Hund lief zu mir und schnupperte an mir, entfernte sich dann aber wieder. Der Deutsche blieb stehen, stieg aber nicht vom Fahrrad ab, sondern stützte sich nur mit einem Bein auf der Erde ab und schaute mich an. Die Leine spannte, dann trat der Deutsche in die Pedale und fuhr den Berg herunter. Nach etwa 30 Metern sah ich Bauern, Frauen und Jugendliche, die Kartoffeln ernteten. Sie hatten genau wie ich graue alte Steppjacken an. Der Deutsche hatte mich wohl für einen von ihnen gehalten. Mir wurde jetzt klar, dass ich mich verirrt hatte und nun wieder auf demselben Weg war, auf dem ich gestern in den Hinterhalt geraten war, nur etwas weiter vorne. Es sah so aus, als ob der Deutsche zur Stelle des Hinterhalts gerufen worden wäre, allerdings ohne den Gedanken daran, dass ich auch dort sein könnte, nachdem ich gestern von dort geflohen war. Wenn sie mich suchen würden, dann eher 15 oder 20 Kilometer weiter und nicht nur 350 Meter vom gestrigen Hin-

terhalt entfernt. Die Bauern erklärten mir den Weg zum Dorf Sabolotje. Dafür musste ich noch etwa 10 Kilometer auf der Hauptstraße weitergehen. Sie warnten mich, dass abseits von der Hauptstraße sehr viele deutsche Soldaten und Polizisten unterwegs waren, die Verdächtige kontrollierten und nach ihren Ausweisdokumenten fragten.

Laufen konnte ich nicht mehr, und sogar das Gehen fiel mir wegen meiner schmerzenden, blutigen Füße sehr schwer. Ich ging etwa fünf Kilometer durch den Wald in die falsche Richtung, also nach Minsk, überquerte dann die Hauptstraße, ging wieder in den Wald hinein und dann weiter Richtung Moskau. Am Verkehrslärm konnte ich mich orientieren. Den ganzen Tag über ging ich durch den Wald und hielt mich fern von Waldlichtungen, Pfaden und Wegen. Dörfer und Häuser umging ich in großem Abstand. Wenn ich auf einen Bach traf, ging ich im Bach weiter. Auch wenn ein Deutscher mit einem Hund mich wirklich verfolgt hätte, so hätte ich ihn und seinen Hund mächtig durcheinandergebracht, weil ich so viel und so lange durch den Wald irrte. Ich kletterte extra durch stachelige Gebüsche und Sümpfe, und erst als es ganz dunkel wurde und meine Kräfte mich vollkommen verließen, machte ich eine Pause.

Am nächsten Morgen konnte ich zunächst meinen Weg nicht fortsetzen. Meine Füße waren so geschwollen, dass sie nicht mehr in die Stiefel hineinpassten. Mit größter Mühe und unter Schweißausbrüchen schaffte ich es schließlich, meine Füße in diese Folterinstrumente zu quetschen. Jeder Schritt war so, als würde ich barfuß über Schotter, gemischt mit zerbrochenem Glas, laufen. Aber ich wollte doch am Leben bleiben! Nachdem ich schon einige völlig ausweglose Situationen überwunden hatte, wollte ich nicht jetzt hilflos dasitzen und warten, bis mir plötzlich Nazis über den Weg laufen würden, womöglich mit einem Hund, ohne dass ich wegen all der Gräueltaten mit ihnen abrechnen konnte. Nein, bestimmt nicht! So stand ich auf und ging weiter, indem ich mich auf meine Schaufel stützte. Ich ging nicht wirklich, sondern humpelte, ächzend und fluchend, während der Schweiß mir über das Gesicht rann. Der durchdringende, schneidende Schmerz in den Füßen stumpfte mich langsam ab. Ich schleppte mich voran und

traute mich nicht, mich irgendwo hinzusetzen, da ich danach vielleicht gar nicht mehr in der Lage gewesen wäre, wieder aufzustehen. In der zweiten Tageshälfte stürzte ich, weil ich mit dem Fuß an einem heruntergebrochenen Ast hängenblieb. Etwa zwei Stunden lag ich einfach da, dann raffte ich mich wieder auf und ging weiter. Wohin, wusste ich nicht, meine einzige Orientierung war nach wie vor der Verkehrslärm der Autos rechts von mir an der Hauptstraße. Ich übernachtete wieder irgendwo in einem Sumpf. Mit Hilfe eines Stückes Stoff, herausgerissen aus meinem Unterhemd, trank ich aus dem Sumpf, da im schmutzigen Wasser unzählige ekelhafte kleine Insekten schwammen. Ich aß den letzten Zwieback, den mir Vesovitsch mitgegeben hatte. Unter großer Anstrengung zog ich meine Stiefel aus und tauchte meine Füße ins Wasser. Das Wasser war sehr kalt, und länger als zwei, drei Minuten konnte man die Füße nicht drin lassen. Trotzdem wiederholte ich dieses Fußbad sechs, sieben Mal, massierte dann meine Füße und trocknete sie mit dem Reisesack ab. Nach dieser Wasserkur ging es mir besser.

Am nächsten Morgen kam ich zu einem Rübenfeld, buddelte eine Rübe aus der Erde aus und aß sie roh, nur mit ein bisschen Salz aus meiner verrosteten Blechdose. Hinter einer großen Kiefer traf ich unerwartet auf zwei Deutsche. Sie saßen ungefähr zwei Meter vom Weg entfernt neben einer kleinen Feuerstelle. Über dem Feuer hing ein Kessel, die Gewehre standen an der Kiefer. Die Deutschen waren in ihr Gespräch vertieft und beachteten mich gar nicht. Ich weiß nicht warum, aber ich wollte sie auf einmal nach der Uhrzeit fragen. Auf Deutsch natürlich. Gott sei Dank schwieg ich aber doch und ging vorbei. Nach etwa 50 Metern sah ich Brennholzstapel und Menschen, die das Brennholz in ein Fahrzeug luden. Ich versuchte, so weit wie möglich von ihnen wegzukommen, und ging tiefer in den Wald hinein. Gegen Abend sah ich das Licht eines Lagerfeuers und daneben einen Mann. Es war ein Hirte, in der Nähe weideten Kühe. Ich fragte nach einer Zigarette, und wir rauchten zusammen selbst hergestellten Tabak. Da ich nicht daran gewöhnt war, fing ich an zu husten, rauchte aber weiter und versuchte, nicht so tief zu ziehen. Der Hirte gab mir gebackene Kartoffeln und erklärte mir den Weg zum Dorf Sabolotje. Bis zu diesem Dorf waren es noch etwa drei

Stunden Fußweg. Der Hirte ging weg, und ich blieb alleine am Feuer und übernachtete im Heuhaufen, der mit einer Plane überdeckt war.

Am Morgen ging ich weiter und suchte nach diesem Dorf, das ich dann schließlich fand. In dem Haus, das mir Vesovitsch genannt hatte, traf ich niemanden an und da es im Dorf weder Deutsche noch Partisanen gab, fragte ich nach einem Nachtlager in einem der Häuser an. Ich suchte mir ein ärmlich aussehendes Haus am Rande des Dorfes aus, trat ein, und die Hausbesitzerin erlaubte mir, dort zu übernachten. Sie gab mir einen Becher Milch zu trinken und stellte auf den Tisch warme Pfannkuchen aus Buchweizenmehl. Es kam mir vor, als hätte ich noch nie solche leckeren Pfannkuchen gegessen. Ich konnte mich nicht zurückhalten und aß sie alle auf. Von der Hausbesitzerin erfuhr ich, dass die Deutschen nachts nicht im Dorf seien, sie würden selten kommen und dann auch nur tagsüber. Partisanen hatte sie nicht gesehen, aber wie sie gehört hatte, war nicht weit entfernt ein ganzes Dorf abgebrannt und alle Bewohner umgebracht worden, weil sie Partisanen geholfen hatten. Außer der Frau waren noch drei kleine Kinder im Haus. Während unseres Gesprächs kam irgendein junger Mann herein und rief die Hausfrau in den Hof hinaus. Ich befürchtete, dass dieser Mann mich an die Deutschen verraten könnte. Die Frau versicherte mir jedoch, dass er wegen selbstgebranntem Schnaps gekommen sei. Er sei zwar faul und ein Alkoholiker, aber zu den Deutschen würde er nicht gehen.

Am Morgen verließ ich das Dorf. Unterwegs holte mich der Mann vom vorigen Abend ein und wollte herausfinden, ob ich eine Waffe bei mir trug. Nachdem er sich sicher war, dass ich keine Pistole hatte, schlug er mir vor, seine alten Lederschuhe gegen meine Stiefel einzutauschen, da ich bei den Partisanen ganz gewiss neu eingekleidet werden würde. Zuerst lehnte ich es ab, die guten Stiefel gegen seine schlechten Schuhe einzutauschen, aber meine Füße schmerzten so, dass ich diese Stiefel satthatte, also erklärte ich mich einverstanden. Da die alten Schuhe zertreten waren, drückten sie meine Füße nicht so wie die Stiefel. Der junge Mann marschierte zufrieden davon, und ich freute mich, dass es meinen Füßen besser ging, auch wenn ich nicht daran glaubte,

dass ich bei den Partisanen neue Kleidung erhalten würde. Mittags kam ich an einem abgebrannten Dorf vorbei. Statt der Bauernhäuser standen nur noch verkohlte Steinöfen da. Im Dorf roch es noch nach Rauch. Schnell machte ich mich davon, weg von diesem grauenvollen Ort. Es blieb mir nichts anderes übrig, als wieder im Wald zu übernachten. Die sechs gekochten Kartoffeln, die ich am Tag zuvor von der Hausbesitzerin mitbekommen hatte, aß ich noch am Abend auf. Ich war sehr hungrig und beschloss, in das nächste Dorf hineinzugehen, an dem ich vorbeikommen würde.

Am Ende des Tages erreichte ich ein kleines Dorf. Schon lange war kein Verkehrslärm von der Hauptstraße mehr zu hören, offensichtlich hatte ich mich weit von ihr entfernt. Um das Dorf herum war Wald, das Dorf selbst war klein, Deutsche würden es kaum riskieren, nachts hierherzukommen. Etwa 20 Minuten verharrte ich im Gebüsch und beobachtete alles. Die Dorfstraße war leer. Aus den Schornsteinen kam Rauch; die Menschen bereiteten das Abendessen vor, und ich saß hungrig im Gebüsch. So ging ich auf der Straße ins Dorf hinein und hielt mich so nahe wie möglich an den Häusern auf. Von Zeit zu Zeit blieb ich stehen und hörte mich um. „Bleib stehen!“, ertönte es plötzlich von hinten. Ich drehte mich um und sah einen Polizisten im schwarzen Mantel, der anscheinend aus dem Haustor gekommen war, das ich gerade erst passiert hatte. Schon wieder saß ich in der Falle und wurde befragt: Wer, wohin, woher und warum? Es war deutlich zu merken, dass der Polizist keinem einzigen Wort meiner Geschichte von der Tante aus Sabolotje Glauben schenkte. Na wenn schon! Weglaufen konnte ich sowieso nicht. Aber solange er alleine war, konnte ich versuchen, ihn umzubringen. Die Schaufel war auch eine Waffe. Ich wollte den Anschein erwecken, als hätte ich genug von unserem Gespräch und beabsichtigte, weiterzugehen. Doch als ich achtlos die Schaufel auf meine Schulter hob, sprang der Polizist zwei Schritte zur Seite und entscherte sein Gewehr. „Los, geh vor mir her!“, kommandierte er und zeigte mit dem Gewehrlauf auf das Haustor. Ich hatte keine Wahl, wenn ich nicht ging, würde er mich erschießen. Langsam stieg ich die Stufen zur Eingangstür hoch und schaute mich nach allen Seiten um. Ein Fluchtweg war nicht zu erkennen. Sollte ich ihn im Hausflur mit

meinem Messer angreifen? Zum einen war der Mann aber sehr groß und zum anderen hielt er Abstand zu mir. Aus dem Haus würden dann die anderen Dreckskerle rauslaufen und mich erledigen. Ich kam in ein Zimmer hinein. Dort stand ein Tisch, darauf ein Viertel selbstgebrannter Schnaps und viele Vorspeisen. Zu beiden Seiten des Tisches saßen mindestens zehn junge Männer auf Bänken und tranken, aßen, rauchten und lachten über irgendetwas. Auf dem Bett lagen verschiedene Waffen, unsere und deutsche Gewehre, ein paar Maschinenpistolen, verschiedene Kleidungsstücke. Der mir folgende Polizist erstattete einem am Tisch sitzenden Mann über mich Bericht: „Genosse Kommissar, ich habe hier einen Jungen festgenommen; irgendwie ist er verdächtig und erzählt Lügengeschichten.“ Auf der Fensterbank lag eine Mütze mit einem roten Stern.

## Als Partisan - Schodsina

Es stellte sich heraus, dass ich mich in dem Dorf Schodsina oder Schavino befand, in dem sich die Partisanengruppe „Tod dem Faschismus“ aufhielt, die gerade von einem Kampfauftrag zurückgekehrt war. Ich erzählte, dass ich aus dem Ghetto geflohen sei; von Vesovitsch erzählte ich nichts, von ihm durfte ich nur dem Kommandeur der Brigade „Onkel Kolja“ erzählen. So hatte Vesovitsch es mir befohlen. Ich wurde durchsucht. Misstrauisch starrten sie auf die Blechdose mit dem Salz, weil das Salz vom Rost rötlich verfärbt war. Also musste ich eine Prise davon schlucken, um zu beweisen, dass es Salz war und kein Gift. Ich wurde an den Tisch gesetzt, sie gossen mir ein Glas mit selbstgebranntem Schnaps ein und stellten mir etwas zu essen hin. Trinken wollte ich nicht, aber über das Essen machte ich mich her, wie es nicht anders sein konnte. Obwohl ich sehr darum bat, ihrer Gruppe beizutreten, wurde ich abgelehnt. Sie sagten, sie hätten keine Waffe übrig, und unbewaffnet sei ich für sie nutzlos. Deshalb rieten sie mir, mich an die Kampfgruppe „Onkel Kolja“ zu wenden. Die kämen einfacher an Waffen ran, irgendwoher nähmen sie sie und würden deshalb sogar auch Leute ohne Waffen aufnehmen. Im gleichen Dorf in anderen Häusern gebe es Leute aus dieser Kampfgruppe. Genau zu denen hatte mich Vesovitsch ja geschickt, aber aus irgendeinem Grund hatte er von einer Partisaneneinheit gesprochen und nicht von einer Brigade oder Kampfgruppe.

Am nächsten Tag fand ich die Gruppe der fünften Partisaneneinheit „Der Sturm“ aus der Brigade „Onkel Kolja“. Im gleichen Dorf war der Kommandeur der Einheit, der den Spitznamen „Väterchen“ hatte; so nannte ihn jeder. Zwischen 15 und 18 Leute wohnten in zwei Bauernhäusern und gingen auf die Eisenbahngleise und die kleine Landstraße, um ihre Aufträge zu erfüllen. Natürlich freute sich niemand, dass ein Heranwachsender, dazu noch ohne eine Waffe, zu ihnen stoßen wollte. Ich war deshalb gezwungen ihnen zu sagen, dass Untergrundkämpfer aus Minsk mich zu ihnen geschickt hätten. Väterchen dachte nach und beschloss, da seine Gruppe sich in den nächsten Tagen sowieso zur

größeren Partisaneneinheit aufmachen würde, dass der Befehlshaber dort die Sache entscheiden sollte. In dem Bauernhaus, in dem ich übernachtete, waren noch zwei andere Heranwachsende, vielleicht 12 und 14 Jahre alt. Der eine von ihnen, Volodja, kämpfte schon lange, der andere war mit seiner Mutter aus dem Ghetto geflohen. Auch zwei Mädchen von 17 und 18 Jahren waren da. Die eine hieß Ljuda Saltanovitsch und die andere Mascha. Beide kämpften schon lange in dieser Gruppe. Einige Tage verbrachte ich damit, Kartoffeln zu schälen, Holz für den Ofen zu spalten und Wasser aus dem Brunnen zu holen. Eines Morgens versammelte Väterchen uns drei junge Burschen und schlug vor, dass wir selbst einen Kampfauftrag erfüllen sollten, und zwar sollten wir die Telegrafmasten auf der Landstraße zwischen Moskau und Minsk sprengen. Er gab jedem von uns ein Stück TNT<sup>17</sup>. Es wog ungefähr 300 oder 400 Gramm und sah wie gewöhnliche Seife aus, hatte jedoch ein Loch in der Mitte für die Sprengkapsel. Das TNT war in ein dreckiges Stück Lappen eingewickelt, an dessen Ende ein Stück Schnur angebunden war, etwa einen halben Meter lang. In der Kapsel steckte ein Stück Zündschnur und daran war ein kleines Stückchen Explosions-Verzögerer befestigt. Väterchen erklärte uns die simple Technik der Explosion, gab jedem eine Schachtel Streichhölzer und vergaß nicht zu erwähnen, dass wir die Streichhölzer zurückbringen sollten, nachdem wir die Aufgabe erledigt hatten. Also gingen wir zu dritt zur kleinen Landstraße, die ungefähr sechs Kilometer vom Dorf entfernt lag. Wir hielten an einer kleinen Brücke über einem Bach an. Hier besprachen wir, wer wohin gehen sollte, und machten aus, dass wir nach getaner Arbeit uns wieder hier neben der Brücke treffen würden. Wir gingen zur Landstraße und platzierten uns dort etwa im Abstand von knapp zwei Kilometern zueinander. Ich fand einen Pfad im Wald und folgte diesem, obwohl ich im Lehm deutliche Spuren deutscher Stiefel sah. Der Pfad führte mich zum Waldrand, bis zur Landstraße waren es noch ungefähr zweihundert Meter. Auf diesen zweihundert Metern waren die Bäume und Büsche abgesägt worden. Man sah nur die Baumstümpfe der abgeholzten Bäume. Die Deutschen hatten entlang der Landstraße alle Bäume und Sträucher abgeholzt, um sich wenigstens irgendwie vor den unaufhörlichen Angriffen der Partisanen zu

---

17 TNT steht für Trinitrotoluol und ist ein Sprengstoff.

schützen. 30 oder 40 Meter vom Waldrand entfernt brannte ein Feuer und daneben standen zehn, zwölf Deutsche. Um sie mir besser anschauen zu können, stellte ich mich hinter einen Baum und lugte vorsichtig hervor. Einer der Soldaten sah mich jedoch und schrie: „Partisanen, Partisanen!“ Ich drehte mich um und rannte zurück in den Wald. Die Deutschen rannten mir hinterher und schossen mit Sturmgewehren. Wohin ich lief, weiß ich nicht mehr, ich rannte einfach davon, weg von der Landstraße. Um mich herum hörte ich herunterbrechende Äste sowie die Schüsse und Schreie der Soldaten. Bloß gut, dass der Wald aus dicht aneinander gewachsenen Haselnussbäumen bestand und man mich hinter den Büschen nicht sah.

Nach und nach hörte ich kein Getrappel der Deutschen und auch keine Schüsse mehr. Auch der Lärm der vorbeifahrenden Kraftfahrzeuge wurde immer leiser. Ich war wohl aus Angst sehr schnell gerannt. Nachdem ich ungefähr eine Stunde im Wald herumgelaufen war, beschloss ich, weiter weg zu gehen und die Landstraße nicht über den Pfad zu erreichen, sondern über den Wald. So ging ich weiter, hockte mich an den Waldrand und beobachtete eine halbe Stunde lang, ob jemand in der Nähe war. Aber wie sollte ich herausfinden, ob die Deutschen nicht auch, so wie ich, in der Nähe in den Büschen lagen und beobachteten, ob hier Partisanen waren? Also musste ich es einfach riskieren. Ich wartete den Moment ab, wo keine Partisanen auf der Straße marschierten und kein Fahrzeug fuhr, und lief zur Landstraße. Kurz entschlossen wollte ich den Sprengstoff an einen Mast binden, doch plötzlich sah ich einen Deutschen auf einem Pferd. Er ritt ohne Eile, hinter seinem Rücken ragte ein Gewehrlauf hervor, er beachtete mich jedoch nicht. Aber es war zu spät, um wegzurennen. Ich setzte mich in den Graben neben dem Mast und zog meine Schuhe aus. Drei oder vier Minuten tat ich so, als ob ich mit einem Stein einen losen Nagel im Schuh einhämmere. Als der Deutsche sich ungefähr 100 Meter von mir entfernt hatte, hantierte ich fieberhaft mit der Mine herum. Der Deutsche hätte sich umdrehen oder ein Auto hätte auftauchen können. Ich musste mich beeilen. Schnell band ich die Mine fest, steckte die Kapsel rein und wollte die Zündschnur anzünden, aber die Streichhölzer, als ob es Absicht wäre, brannten nicht

oder brachen entzwei. Endlich gelang es mir, die Zündschnur anzuzünden. Als sie brannte, raste ich sofort zum rettenden Wald. Ich fürchtete, dass mich gleich Schüsse aus Richtung der Landstraße in den Rücken treffen würden. Auf dem Weg zur Straße hatten die Deutschen keinen Grund, auf mich zu schießen – falls sie mich überhaupt gesehen hatten. Ein Junge, der zur Straße schlendert, ist ja nichts Aufregendes. Aber falls die Deutschen beobachtet hatten, was ich am Mast gemacht hatte und wie ich in den Wald gerannt war, hatten sie Grund genug, auf mich zu schießen. Zum Glück war niemand in meiner Nähe aufgetaucht und wahrscheinlich hatte mich auch niemand gesehen. Trotzdem konnte ich mir darüber nicht sicher sein, und es ruft nicht gerade Wohlbehagen hervor, wenn man nicht weiß, wer einen gerade beobachtet oder wann jemand sein Gewehr auf einen richtet. Bei einer Schlacht weiß man, wo die Gegner sind und woher sie schießen, man ist nicht schutzlos einem möglichen Hinterhalt ausgeliefert, das ist irgendwie einfacher.

Als ich in die Büsche sprang, war ich außer Atem. Plötzlich spürte ich etwas unter meinen Füßen. Ich sprang zur Seite, schaute auf und – sah einen Hasen vor mir fliehen. Ich musste lachen; die gerade durchlebte Angst schien mir ganz unreal. Aber seltsam: Es war keine Explosion zu hören! Trotzdem schien es mir sicherer, weiter vom Ort des Verbrechens wegzugehen. Als ich etwa 300 Meter weiter war, war immer noch keine Explosion zu hören! Wahrscheinlich war die Lunte ausgegangen. So blieb mir nichts anderes übrig, als zurück zur Landstraße zu gehen und die Zündschnur wieder anzuzünden. Als ich gerade in diese Richtung loszog, explodierte es dort. Ich freute mich, machte kehrt und rannte zur Brücke, wo wir uns treffen wollten. Ein alter Bauer kam des Weges und erzählte mir, dass auf der Landstraße ein Panzer gefeuert habe. Ich versuchte, ihm klarzumachen, dass das Feuer nicht von einem Panzer kam. Überheblich belehrte er mich jedoch, als ehemaliger Artillerie-Soldat im Japanischen Krieg und im Ersten Weltkrieg wüsste er das besser als ich Rotznase. Ich war gekränkt und gab zurück, ich selber hätte schließlich einen Telegrafmast zur Explosion gebracht.

Bald fand ich die kleine Brücke, neben der wir uns treffen sollten, aber dort war niemand. Ich legte mich ins Gebüsch und beobachtete von dort den Weg und die Brücke. Nach anderthalb Stunden tauchte der eine, danach auch der zweite Junge auf. Sie hatten nicht damit gerechnet, mich lebend zu sehen, weil sie in meiner Nähe Schüsse gehört hatten. Sie hatten angenommen, dass ich in einen Hinterhalt geraten war. Einer von den beiden hatte einen Mast zerstört, doch Volodja hatte nicht auf die Landstraße gehen können, da diese zu stark befahren war. Um den Sprengstoff nicht zurücktragen zu müssen, hatte er ihn dann stattdessen unter die kleine Brücke gelegt und dort explodieren lassen. Am Nachmittag erreichten wir endlich erschöpft und hungrig das Dorf Schodsina. Weil man andere Partisanen erwartete, die von ihren Aufgaben zurückkehren sollten, bot uns keiner etwas zu essen an. Ich bat die Hausherrin um ein Stück Brot mit Salz und schlennderte nach dieser Mahlzeit durchs Dorf. In Zukunft sollte ich noch viele Male Telegrafmasten auf der Landstraße hochgehen lassen und manchmal musste ich sie auch mit einer einfachen zweiseitigen Säge absägen, allerdings nachts, wenn das Risiko sehr gering war. Warum man uns beim ersten Mal tagsüber losschickte, wo uns jeder sehen konnte und man sich sehr leicht eine Kugel hätte einfangen können, verstehe ich bis heute nicht.

Nach einigen Tagen machte sich die ganze Gruppe Partisanen auf den Weg zur größeren Einheit. Wir fuhren mit drei Wagen, ohne Eile, fröhlich und sorglos und sangen die uns bekannten Lieder. Dieses Territorium galt als Partisanenzone, und die Deutschen kamen nur mit großer Anstrengung über die Absperrung. Neben dem Ältesten war in jedem Dorf auch ein Kommandeur der Partisanen, wenn der Älteste nicht gleichzeitig auch der Kommandeur war. Der Älteste gab Pferde und Pferdewagen aus, wenn diese benötigt wurden. Er war es auch, der entschied, wer welches Nachtquartier bekam.

In einem Dorf sagte mir ein Partisan, als wir uns gerade zur Nachtruhe fertig machten, in dem Bauernhaus, wo ich schlafen sollte, gebe es eine ansteckende Krankheit, die Krätze, die Grind oder etwas Ähnliches. Er riet mir, in einem anderen Bauernhaus zu übernachten. Man

kann nicht sagen, dass ich sonderlich gewillt war, in dem Haus zu bleiben und mir womöglich eine ansteckende Krankheit zu holen, doch die anderen gingen ja auch nicht weg, und so blieb ich eben dort, obwohl ich woanders hätte übernachten können.

Nach zwei oder drei Tagen kamen wir in dem Dorf Genervitschi an, das entlang einer langen Straße gebaut war. Es befand sich nur einige Kilometer von dem kleinen Bezirksstädtchen Zembin entfernt, wo die deutsche Besatzung stationiert war. In dem Dorf gab es eine Kantine extra für Partisanen. Das Brot wurde nacheinander in einigen Bauernhäusern gebacken, da die Partisaneneinheit aus ungefähr 350 Menschen bestand. Aber sie waren nie alle gleichzeitig im Dorf. 100 bis 130 Leute waren weg, um Aufträge zu erfüllen. Die einen kamen zur Einheit, die anderen gingen weg, und so gab es einen ständigen Wechsel.

Die Partisaneneinheit galt als die größte der Brigade und war zu Kriegsbeginn von Moskauer Feldjägern gegründet worden. Angeführt wurde sie von Major Fedjanko. Sie bestand zu etwa 30 Prozent aus ehemaligen Kriegsgefangenen, die aus Lagern geflohen und hier gelandet waren, weil sie nicht durch die Frontlinie hindurchgekommen waren. Alle anderen waren Ortsansässige und andere Leute, die über ganz Weißrussland zerstreut eingesetzt wurden.

Einen Tag nach meiner Ankunft in dem Dorf rief mich der Kommandeur der Einheit, Ogonjan, zu sich. Er befragte mich, aber weil ich mich weigerte, ihm zu berichten, wer von den Untergrundkämpfern mich geschickt hatte, teilte er mir mit, dass mich keiner zu der Basis Palik, die etwa 50 Kilometer von hier entfernt war, lassen würde. Dass man mich an den Kommandeur verwiesen hätte, hieße noch lange nicht, dass der sich selbst um mich kümmern müsse. Ein Kommandeur habe Wichtigeres zu tun, und es gebe eine spezielle Abteilung, die sich mit den Verbindungen zu Untergrundkämpfern und der Prüfung der Neuen beschäftige. Ich überlegte eine Weile und gab ihm dann doch Auskunft, erwähnte aber nur, dass Vesovitsch mich dorthin geschickt hatte. Ich erzählte weder, dass wir Flugblätter abgeschrieben hatten, noch, was Mitarbeiter im zoologischen Museum über mich wussten,

auch nichts über die Meldungen des Infobüros. Das tat nichts zur Sache und je weniger man in diesen Zeiten über andere sprach, desto größer war die Chance zu überleben. Das hatte ich noch im Ghetto gelernt. Eine Woche lang lag ich auf der faulen Haut, tat nichts, und niemand schickte mich zu einem Einsatz. Zum Frühstück, Mittagessen und Abendessen ging ich mit der Abteilung „Nemova“ aus dem Zug „Jurkova“. In dem Bauernhaus schliefen zehn, zwölf Leute, als ganze Abteilung, auf einfachen Pritschen, die mit selbstgewebtem Leinenstoff bedeckt waren. Einer der Partisanen, ein junger Bursche von knapp 20 Jahren, schikanierte mich immer und zog mich auf. Es endete damit, dass ich ihm mit einem Holzklotz auf den Kopf schlug, als wir einmal alleine in dem Bauernhaus waren. Wir prügeln uns, verpassten uns gegenseitig blaue Flecken und schlugen uns gegenseitig die Nase blutig. Ich drohte, ihm das nächste Mal den Schädel einzuschlagen. Das machte Eindruck auf ihn, und seitdem ließen mich alle in Ruhe.

Eine Woche später bekam ich ein Gewehr, aber ohne ein Magazin. Man konnte nur eine Patrone einsetzen. Das zu dem Gewehr passende Magazin konnte ich nirgendwo auftreiben. Der Alltag im Dorf zog sich hin. Ich ging zum Dienst als Wachposten für das Dorf; zwei Stunden stand man Wache, vier Stunden erholte man sich. Es gab auch Küchen-, Sauna- und Kantinendienst. Aber meine Bitten, mir Kampfaufträge zu erteilen, wurden abgelehnt. Man begründete es mir damit, dass ich keinen Eid geleistet hätte. Auf der Infotafel konnte man jedoch eine Mitteilung darüber lesen, dass wir tagsüber die Telegrafmasten gesprengt hatten. Wir wurden gut genährt; jedem standen pro Tag 400 Gramm Fleisch, Kartoffeln, Brot, Kohl und anderes zu. Sonntags verteilte der Älteste 100 Milliliter selbstgebrannten Schnaps. In der Kantine standen lange, grob gezimmerte Tische und Bänke, und die Abteilungen gingen nacheinander zu Tisch. Der Aufsichtsführende brachte Lehmschüsseln mit Suppe, eine jeweils für vier Personen. Das Brot lag aufgehäuft auf einer sauberen Leinenserviette oder auf einem gehobelten Holzbrett. Jeder nahm sich, so viel er brauchte. Als zweiten Gang gab es gewöhnlich Kartoffeln mit Fleisch. Nachschlag gab es zwei bis drei Mal, bis alle satt waren. Den selbstgebrannten Schnaps trank ich in der Regel nicht, jemand aus meiner Abteilung trank ihn

für mich. Nur mit dem Bauern-Tabak sah es schlecht aus. Geraucht wurde der Tabak aus Eigenanbau, aber der Älteste gab ihn nur ungern her. Weil ich nicht rauchte, außer wenn ich mal Unfug damit trieb, wurde meine Tabak-Ration als unangetasteter Vorrat zur Seite gelegt, und wenn keiner mehr etwas hatte, wurde sie aufgeteilt.

Am 7. November 1943 wurde in der Kantine eine feierliche Sitzung abgehalten. Am Tisch, auf dem ein Stück roter Stoff als Tischdecke lag, saßen der Kommandeur der Einheit, Fedenko, der Kommissar Muraschko, der Adjutant Golub und noch ein paar Leute. Man brachte die Fahne der Einheit, berichtete über die internationale Lage und über unsere Aufgaben, las die Meldungen des Infobüros. Wem Dank gebührte, dem wurde er ausgesprochen, aber es gab keine Orden, die man hätte verleihen können. Dafür gaben alle, die noch keinen Eid geleistet hatten, ein Versprechen ab, solange gegen die Deutschen zu kämpfen, bis auch der letzte Nazi besiegt sei. Auch ich leistete diesen Eid.

Am Palik-See, wo sich die Basis und die Befehlshaber der Brigade befanden, wurde auf einem Blatt Papier „eine Zeitung“ gedruckt und zu den Truppen gebracht. Die Brigade bestand aus 1500 Menschen und entsprechend vielen Truppen. Die größte davon war unsere, die fünfte Partisaneneinheit „Der Sturm“. Die Brigade wurde von Nikolaj Lopatin angeführt. Er hatte keinen Dienstgrad. Vor dem Krieg war er, wenn ich mich recht erinnere, Chef irgendeines Bahnhofs gewesen. In der Zeitung standen Meldungen des Infobüros, es war auch die Rede von kämpferischen Angriffen der Partisanen aus unserer Brigade. Die Zivilbevölkerung der Region wurde aufgefordert, Waffen, Munition und Lebensmittel zu sammeln und den Partisanen zu helfen, wo sie nur konnte. Auch Meldungen wie die über die Einführung einer neuen Uniform bei uns in der Armee wurden gebracht.

Der Winter 1943/44 war rau und schneereich. Trotzdem wurde uns keine Winterkleidung gegeben, weil man sie nirgends bekommen konnte. Unsere Kleidung war sehr unterschiedlich: Felle, Soldatenmäntel, Wolljacken, Polizei- und deutsche Uniformen, Übergangsjacken

und Wintermäntel. Jeder zog das an, was er sich besorgen konnte, und manchmal, wenn man während eines Auftrags in die Hütten der Bauern ging und erfuhr, dass von diesen keine Lebensmittelabgabe an die Partisanen erfolgt war, nahm man eben etwas von den Kleidungsstücken oder Schuhen für sich selbst mit. Es kam auch vor, dass geplündert wurde: ein gestohlener Fellmantel war zum Beispiel im Nachbardorf vertrunken worden. Wenn jedoch die Vorgesetzten der Einheit so etwas mitbekamen, war der Plünderer nicht zu beneiden. In der Partisaneneinheit gab es eine eigene Schusterei, und meine sehr beanspruchten Schuhe wurden oft repariert. Während sie repariert wurden, wickelte ich Fetzen aus Kuhhaut um die Füße. Nachts mussten wir in unseren Kleidern auf den Pritschen schlafen, das Gewehr daneben, da ja gleich in der Nähe, in Zembin, die deutsche Besatzung stationiert war. Zwar hatten die Deutschen Angst, die Stadtgrenzen zu verlassen, jedoch kam es vor, dass nachts die Wachen umgebracht und Granaten durch die Fenster geworfen wurden.

## Fünf Tage strenger Verweis statt Erschießung

Einmal stand ich nachts Wache und patrouillierte durch das Dorf. An beiden Enden des Dorfes standen andere Wachleute; ich ging durch die Straßen von einem Wachposten zum anderen und achtete darauf, dass niemand unbemerkt über die Gemüsegärten in unsere Einheit gelangen konnte.

Ich fror so, dass ich meine Beine nicht mehr spürte. Anstelle einer Mütze hatte ich eine Pilotka, ein Schiffchen, das trotz zusätzlichem Futter einfach nicht genug wärmte. Irgendwo mitten im Dorf bemerkte ich, dass eine Badestube hinter einem der Bauernhäuser beheizt wurde. Um drei Uhr nachts hätte wohl kaum jemand darin gebadet, daher beschloss ich nachzusehen. Es stellte sich heraus, dass in diesem Badehaus eine Destillationsapparatur stand, an der ein alter Mann, bereits gut beschwipst, Schnaps brannte. Der Kommandant unserer Einheit hatte die Produktion von Selbstgebranntem zwar verboten, wenn es aber doch dringend nötig war, wurde der Schnaps in einem der Nachbardörfer hergestellt, wo Destillationsapparate standen.

Die Einheimischen brachten die Plörre dorthin und gaben uns 10 Prozent des frischen Selbstgebrannten für unseren Bedarf. Ich erzählte davon dem alten Mann, der aber nur abfällig mit der Hand winkte und mich einlud, sich hier nach der Eiseskälte draußen zu wärmen. Also trank ich ein Glas, und mir wurde wirklich warm, aber es gab nichts zu essen dazu. Wir drehten uns eine Zigarette aus selbst angebautem Tabak. Ich saß noch 15 Minuten dort und kehrte dann zu meiner Dorfpatrouille zurück. Natürlich stank ich nach Schnaps, und als ich einem der Wachmänner eine Zigarette anbot, fragte er mich recht neidisch, wo ich denn etwas zu trinken aufgetrieben hätte. Ich verriet ihm natürlich nichts, nahm mir aber vor, bei dem alten Mann nach einer halben Flasche Schnaps zu fragen. Dieser machte sich gerade auf den Weg nach Hause, leerte seinen Abschiedstrunk, lud mich noch mal zu einem Schnaps ein, gab mir jedoch keine Flasche mit. Ich war inzwischen bereits fast wieder nüchtern geworden, und so beschloss ich,

dass es keinen Sinn machte, in der klirrenden Kälte draußen herumzulaufen, sondern viel gescheiter wäre, die Tür zum Badehaus zu öffnen und mich auf die Türschwelle zu setzen, um so die Straße zu beobachten. Es wäre warm im Rücken, und von der Türschwelle aus könnte ich jederzeit den Wachhabenden sehen, um rechtzeitig zur Wachablösung zu erscheinen. Kurz: Ich bemerkte gar nicht, wie ich einschlief, und schlief wohl für eine geraume Zeit.

Als ich zum Wachposten kam, stellte ich fest, dass dort bereits die Ablösung stand. Man teilte mir mit, dass ich in eine heikle Lage gekommen sei. Wenn nur der stellvertretende Kommandeur Romanov dagewesen wäre, der in dieser Nacht das Kommando über die Wachleute gab, wäre wohl alles halbwegs glimpflich verlaufen. Doch der Wachmann, der nach mir Wache gehalten hatte, hatte auch den Politkommissar geholt, der in dieser Nacht wohl unsere Wachposten überprüfen wollte. Als dieser erfuhr, dass ich nicht auf meinem Posten war, wollte er Alarm schlagen und die ganze Einheit aus dem Schlaf reißen, in der Annahme, dass mich, da ich ihre Sprache beherrschte, die Deutschen geholt hätten. Die Wachposten erklärten ihm, dass ich lediglich betrunken sei und wahrscheinlich irgendwo schlief. So wurde zwar die Einheit nicht in Alarm versetzt, doch der Politkommissar blieb bei der Wache, und mir blieb nichts anderes übrig, als mich selbst zu ihm zu begeben.

„Und, hast du genug gesoffen?“, fragte mich der Politkommissar. Es abzustreiten war zwecklos, also ging ich einfach schlafen. Morgens gab es für gewöhnlich einen Appell, bei dem verschiedene Aufgaben wie Haushaltsarbeiten, Wacheschieben und andere Dienste zugewiesen wurden. Der Major holte mich aus der Reihe heraus und ordnete an, mich umzudrehen, meine Waffe abzugeben und meinen Gürtel auszuziehen (ich trug anstelle eines Gürtels einen Munitionsgurt mit Patronen).

Mit welchen Worten der Major unserer Einheit mitteilte, dass ich mich während meines Wachdienstes betrunken hatte und dann eingeschlafen war, möchte ich hier nicht schreiben, das kann sich jeder selbst

denken. Seine Rede beendete er damit, dass man mich für das Einschlafen während der Wache nach dem Kriegsrecht vor das Militärtribunal stellen würde.

Sofort wurde ich mit Geleitschutz in jenes Badehaus gebracht, in dem ich die letzte Nacht verbracht hatte. Vor das Badehaus stellte man einen Wachmann. Etwa zwei Stunden später eilte ein Bote aus dem Stabsquartier zu uns, der den Befehl hatte, mich dorthin mitzunehmen. Ich ging über die Straße, die Hände hinter dem Rücken, hinter mir ein Soldat mit Sturmgewehr.

Als ich ins Stabsquartier kam, sah ich sie alle um den Tisch versammelt – Major Fedenko, einen Kommissar, den Komsomol-Leiter<sup>18</sup>, unseren Politikommissar sowie den Zugführer Jurkov. Man befahl mir, ihnen mitzuteilen, wie ich mich im Dienst so stark betrinken und die Wache verschlafen konnte. Ich wollte ihnen nichts erzählen, zeigte auf den Politikommissar und antwortete, dass er mich ja bereits verpöffen und ihnen alles mitgeteilt habe; es gebe nichts, was ich hinzufügen könne. Der Kommissar Muraschko erklärte, es sei beschlossen worden, mich für das Einschlafen während des Wachdienstes zu erschießen. Ich stand da und schwieg. „Warum schweigst du?“, fragte der Kommissar. „Geht doch alle zum Teufel!“, schrie ich. „Ihr wollt mich abknallen und ich soll euch noch danke sagen?! Ich hab’s geahnt, dass man mich eines Tages erledigt. Es kränkt mich nur, dass es die eigenen Leute sind und nicht die Deutschen!“

„Abführen!“, befahl der Kommissar. Kurz darauf saß ich wieder im Badehaus. Mir war warm, der Wachmann auf der Straße fror. Schließlich kam er herein und schimpfte auf mich, weil er wegen mir in der Kälte stehen musste. Er wärmte sich und zündete sich eine Zigarette an. Dann löste ihn ein anderer Wachposten ab, der mir von den Jungs aus unserer Einheit Brot, Fleisch und Tabak mitbrachte. Nachts wurde der Wachposten wieder abgezogen. Ich saß im Badehaus, heizte, um nicht zu frieren; zum Glück lag neben mir ein ganzer Stapel vortreffliches Birkenbrennholz.

---

18 Komsomol war die Jugendorganisation der KPdSU.

Irgendwohin flüchten? Zu den Deutschen wohl kaum. Und in einer anderen Einheit würde man mich fragen: „Woher kommst du?“ Dann hätte ich schlecht antworten können, dass ich vor einer Erschießung unseres Kriegstribunals geflohen war. Des Denkens müde schief ich ein, wachte sogar gut erholt auf. Morgens kamen der Kommissar und der Komsomol-Leiter und ließen mich wissen, dass sich meine Partisaneneinheit für mich eingesetzt habe und dass das Oberkommando der Einheit eine mögliche Alternative zur Erschießung in Erwägung gezogen habe: fünf Tage strenge Haft bei Wasser und Brot. Anstelle von Dank entgegnete ich, es sei mir einerlei, ob man mich nun einsperrte oder vor die Wand stellte. Die Kommandanten standen noch eine Weile vor dem Badehaus herum und gingen dann. Etwas später kam eine alte Frau, die Hausbesitzerin, und brachte mir eine Schüssel mit Pfannkuchen und einen Krug Schmand, während sie mit ihrem Mann schimpfte, der mir den Arrest eingebrockt hatte. Zur Mittagszeit kam der Feldwebel und brachte – der ganzen Einheit zur Warnung – einen Kessel Wasser und 200 Gramm Brot. Als er das Badehaus betreten hatte, zog er allerdings einen halben Laib Brot hervor, den er versteckt hatte, und aus seinem Stiefel einen Löffel. Dann gab er mir den Kessel, in dem Fleisch und Kartoffeln waren. Drei Tage saß ich im Badehaus, heizte es gegen die Kälte und schlief mich aus. Der Feldwebel brachte mir Mittagessen aus der Kantine, die alte Frau versorgte mich mal mit Suppe, mal mit Milch und Honig. Am vierten Tag tauchte der Kommissar auf und teilte mir mit, ich könne zu meiner Einheit zurückkehren. Ich lehnte ab. Wenn ich schon fünf Tage Arrest bekommen hatte, würde ich sie auch vollständig absitzen. Muraschko zuckte mit den Schultern und ging. Fünf Tage später kehrte ich zu meiner Einheit zurück. Auf die Frage unserer Jungs, wie mir der Arrest gefallen habe, antwortete ich, dass ich dort ausgesprochen gerne bis zum Kriegsende geblieben wäre, wenn man denn nicht kämpfen müsste.

## Zacenje - Nowo-Gansowitschi

Einige Wochen später wurde die gesamte Einheit in das Dorf Zacenje verlegt. Ich konnte keinen wesentlichen Unterschied zum vorherigen Dorf erkennen, aber offenbar hatte das Oberkommando seine Gründe für die Verlegung unserer Einheit gehabt. Auch in Zacenje wurden eine Waffenkammer, eine Schuster- und eine Schneiderwerkstatt sowie eine Kantine eingerichtet. Außerdem sollte eine eigene Bäckerei eröffnet werden, da es zu umständlich war, in zwanzig bis dreißig Bauernhäusern Brot für die gesamte Einheit backen zu lassen. Die Bäckerei wurde nicht weit entfernt von uns organisiert, im Dorf Nowo-Gansowitschi. Dort wurde auch eine große Hütte für über 100 Personen errichtet. Aus Holzstangen wurden Pritschen gezimmert, dazu kamen ein Ofen und zwei Ausgänge, die sorgfältig getarnt wurden. Am Ende wurde die Hütte jedoch gar nicht benötigt. An Nowo-Gansowitschi entlang verlief die geebnete Straße Zembin – Pleshchenitsy. Niemand befuhr sie, da sie an etlichen Stellen beschädigt war; man legte gewaltige Baumstämme auf die Straße und vermintete die Baumsperrren. Nur ein paar Kilometer weiter befand sich die deutsche Garnison Zembin. Auf der Straße dorthin wurde an unserer Bäckerei ein permanenter Hinterhalt aufgebaut und ein Wachposten neben dem Brunnen aufgestellt. Die Bedienung und die Bewachung der Bäckerei wurden unserer Einheit anvertraut. Unseren Wachposten passierten täglich mehrere Partisanen – zu Fuß, auf Pferden oder auf Hörnerschlitzen. Wir fragten sie nach der Parole, für gewöhnlich war es eine Zahl. Dann nannten wir eine beliebige Zahl und die Antwort bestand aus einer anderen Zahl (kleiner als die Parole). Wenn die Summe aus beiden Zahlen mit der Tagesparole übereinstimmte, wurde der Weg freigegeben, andernfalls wurde die entsprechende Person zur Identitätsüberprüfung ins Wachhaus gebracht. Die Parole wechselte täglich.

Die Bewachung des Brunnens war unabdingbar, da sich in Borisov eine Saboteur-Schule befand. Die Deutschen schleusten manchmal Saboteure ein, die als neu eingetroffene Partisanen getarnt waren. Hätten sie den Brunnen vergiftet, wäre auch das Brot betroffen gewesen und

man hätte ohne große Mühen eine Menge Partisanen ins Jenseits befördern können. Der Wachdienst hier war zäh und langweilig, wenn auch ungefährlich: Wache schieben, manchmal ein paar Aufgaben erledigen, meistens jedoch nur zur Bewachung vor Ort stehen. Gelegentlich wurden wir ausgetauscht und waren dann wieder in Zacenje, begleiteten den Tross zum Hauptquartier der Einheit am Palik-See oder hatten ähnliche Aufgaben.

All mein Bitten, in eine andere Partisaneneinheit geschickt zu werden, die häufiger in Kampfmissionen verwickelt war, blieb erfolglos. „Welcher Einheit man dich zugewiesen hat, der sollst du auch dienen“, hieß es. Oder: „Der Krieg dauert noch lange, und wenn es notwendig ist, wird man dich in den Kampf schicken.“ Es war also zwecklos, sich darüber zu streiten. Natürlich war die allgemeine Disziplin nicht so wie in der Armee. Man musste nicht unbedingt mit dem militärischen Gruß salutieren und man konnte dem Kommandanten widersprechen, wenn auch nur in der Freizeit. Während einer Mission war allerdings Disziplin unabdingbar, denn davon hing nicht nur der Missionserfolg, sondern oft auch das eigene Leben ab.

In der Brotbäckerei arbeiteten einige Frauen aus der unmittelbaren Umgebung sowie unsere Partisanin Lida, eine junge Frau, so um die 20. Nach der Blockade der Partisanenregion blieb sie am Leben und wohnte, wie man mir sagte, irgendwo in der Gegend von Leningrad.

Einmal hätte mich beim Wachdienst beinahe eine Kugel erwischt, diesmal aus den eigenen Reihen. Ich hielt abends Wache, es dämmerte schon. Ein Reiter kam die Straße entlang. Ich ließ ihn näherkommen und rief: „Halt! Die Parole!“ Da er die Parole nicht kannte, stieg ich aus dem Gebüsch, zeigte mit dem Gewehrlauf in Richtung des Wachhauses und wies ihn an, zur Identitätsüberprüfung mitzukommen. Er ritt neben mir, ohne seine Hand vom Sturmgewehr zu nehmen. Nachdem Romanov, der Stellvertreter unseres Anführers, aus dem Wachhaus gekommen war und mit dem Reiter gesprochen hatte, stellte sich heraus, dass es sich um einen Kämpfer aus der Brigade „Tod den Nazis!“ handelte. Er erklärte mir hinterher, dass er mir unverzüglich eine volle La-

dung aus seinem Sturmgewehr verpasst hätte, wäre zuvor der Lauf meiner Waffe etwas höher auf ihn gerichtet gewesen.

Gefährlich werden konnte uns die Hilfspolizei, die für die Deutschen arbeitete. Es kam manchmal vor, dass die Hilfspolizisten als Partisanen getarnt durch die Wälder streiften und einzelne Kämpfer töteten, die nicht geahnt hatten, dass sie mit Hilfspolizisten sprachen, da diese keine Uniform trugen. Manchmal beraubten die Hilfspolizisten die lokale Bevölkerung, um uns gegenüber Misstrauen zu wecken und Hass zu schüren. Das allerdings gelang nicht immer. Solche Provokationen wurden meist aufgeklärt, wenn auch verspätet.

Während meiner gesamten Zeit bei den Partisanen gelang es mir nur an drei Tagen, wie ein normaler Mensch bis auf die Unterwäsche entkleidet in den Schlaf zu fallen. Das war, als wir im Hauptquartier am Palik-See waren. An allen anderen Tagen schlief ich vollständig bekleidet, nur ohne Schuhe. Das Gewehr stand stets neben der Pritsche oder ich legte es neben mich.

Die Stadt Zembin, in der sich die deutsche Garnison befand, war stark befestigt mit Erdbunkern und Schützengräben, in denen ununterbrochen Deutsche und die mit ihnen kollaborierenden Polizisten Wache schoben. Vor meiner Zeit in der Einheit war die Stadt erobert und die Besatzung der gesamten Garnison niedergestreckt worden, wobei jedoch auch sehr viele auf unserer Seite ihr Leben verloren hatten. Deshalb musste letztlich die Stadt wieder dem Feind überlassen werden. Die Deutschen wussten ganz genau, wo wir uns aufhielten, hatten aber Angst, sich bei uns blicken zu lassen. Von Zeit zu Zeit wurde eine Strafexpedition organisiert, die von Streitkräften aus Minsk und Borisov unterstützt wurde und das Ziel hatte, unser Territorium zu durchschreiten, doch wir hatten gute Verbindungen zu anderen Einheiten und Brigaden. Man konnte schnell Unterstützung für einen Kampf anfordern, die auf Fuhrwerken oder Schlitten zum Ort des Geschehens eilte. Die Pferde wurden in den umliegenden Dörfern gewechselt und der Ansturm der Deutschen so vereitelt. Wir hätten Zembin womöglich auch ein zweites Mal im Sturm erobern können, doch wäre der Preis

dafür zu hoch gewesen; viele Menschen hätten dabei ihr Leben gelassen und die Stadt wäre ohnehin nicht allzu lange zu halten gewesen. Jedenfalls sorgte eine solche Nachbarschaft für einen Zustand andauernder Anspannung.

Etwa 35, vielleicht auch 40 Kilometer vom Standort unserer Einheit entfernt gab es eine Hauptverkehrsstraße und auch Eisenbahnschienen, die das permanente Ziel unserer Unternehmungen darstellten. Täglich wurden dorthin vier- oder fünfköpfige Gruppen von Sprengspezialisten geschickt, die Militärtransporte in die Luft jagten und Dampflokomotiven durch den Beschuss mit Panzerbüchsen fahruntüchtig machten. Wenn man einen Treibstofftank mit einem Brandgeschoss aus einer Panzerbüchse erwischte, konnte man mehrere Tanks verbrennen, und wenn dabei der Treibstoff zur Explosion gebracht wurde, konnte man mit etwas Glück den gesamten Militärtransport ausradieren. Außerdem wurden aus dem Hinterhalt am Waldrand einzelne Fahrzeuge auf der nahegelegenen Straße zerstört. Wir nahmen den Deutschen jede Möglichkeit, die Partisanenzone zu betreten, und verhinderten somit auch den Raub von Lebensmitteln. Nachts gab es keinerlei Bewegungen auf der Autostraße. Die Deutschen hatten Angst vor uns. Wir sprengten ihre Telegrafmasten oder sägten sie ab, gruben ihre Feldkabel aus, die zur Verbindung von Berlin zur Front dienten, hörten ihre Gespräche ab und schnitten ihre Kabel durch.

Die Sabotageorte wurden für gewöhnlich vermint, damit die Deutschen tagsüber möglichst lange für die Beseitigung der entstandenen Schäden brauchten. Da mit diesen Aufgaben hunderte Einheiten über die gesamte Strecke der Straße beschäftigt waren, sahen sich die Deutschen nicht in der Lage zu einer umfassenden Verteidigung und organisierten stattdessen Hinterhalte und verminten die Zugänge zu ihren Schlüsselobjekten. In solchen Hinterhalten lauerten meistens Maschinengewehr-Schützen und manchmal waren Hunde dabei. Wir litten stets an Waffenmangel, es gab nicht genügend Sturm- und Maschinengewehre. Sprengstoff mussten wir aus gefundenen Geschossen herauserschmelzen, die unsere Armee beim Rückzug zurückgelassen hatte. Manchmal konnten wir den Deutschen Fahrzeuge abringen oder Waf-

fen aus dem Lager entwenden. Natürlich wurden wir über die Frontlinie mit Hilfe von Flugzeugen beliefert und erhielten so TNT, Munition, Granaten und andere Waffen, doch war alles viel zu knapp. Im Gebiet Begoml war ein funktionstüchtiger Partisanenflughafen. Nachts landeten dort Flugzeuge, brachten uns, was wir benötigten, und flogen mit den Schwerverletzten zurück, doch sie konnten nicht alle mitnehmen. Die Deutschen wussten haargenau, wo sich dieser Flughafen befand, und bombardierten ihn häufig. Gelegentlich zerstörten sie dabei unsere Flugzeuge, deshalb konnten diese nie lange auf dem Flughafen verweilen. Sie landeten, luden ihre Fracht ab und die Verletzten ein und flogen wieder davon.

Da es auch erheblich an Medikamenten mangelte, wurden viele Verletzte mit Heilmethoden aus der Volksmedizin behandelt. So wurden gegen Krätze TNT-Blöcke geschmolzen, der Sprengstoff wurde mit Butter gemischt. Nachdem man sich in der Dorf-Sauna ordentlich aufgewärmt hatte, rieb man sich dann wie mit einer Salbe damit ein. Ich selbst konnte nach drei oder vier Durchgängen dieser Prozedur meine Krätze loswerden. Anstelle von Narkosemitteln wurde selbstgebrannter Spiritus verwendet. Natürlich mussten die Verletzten unerträgliche Schmerzen erleiden, sie schrien und schimpften, aber oft ging es einfach nicht anders. In unserer Einheit verstarb ein Partisan an seinen Zahnschmerzen. Wir konnten nirgendwo einen Zahnarzt finden, er bekam eine Blutvergiftung und konnte nicht mehr gerettet werden.

In unseren Werkstätten wurden Waffen repariert und Schuhe aus eigenhändig bearbeiteten Kuhfellen genäht, außerdem Jacken aus selbst gewebtem Stoff angefertigt. Selbstverständlich war alles von miserabler Qualität, aber wir gehörten ja nicht zur Armee und uns hätte niemand versorgt, wenn wir uns nicht selbst darum gekümmert hätten. Üblicherweise waren jeder Einheit fünf bis sechs Dörfer zugeordnet, deren Bewohner sich um die Ernährung der Einheit kümmerten. Die Menschen teilten gerne mit den Partisanen, da ja alle wussten, dass sie von ihnen vor dem Einzug der Deutschen geschützt wurden. Wo die Hitlerdeutschen in die Dörfer eindrangen, blieb fast nichts mehr übrig. Selbst, wenn die Bewohner Glück hatten und ihr Dorf nicht nie-

dergebrannt wurde, raubten ihnen die Deutschen restlos alle Lebensmittel und das gesamte Vieh. Dagegen gaben die Dorfbewohner uns Partisanen lediglich Kartoffeln, Milch und Mehl. Fleisch mussten wir uns entweder von den Deutschen besorgen oder in den Dörfern, wo die Nazis tagsüber waren, wir aber nachts. Es war üblich, dass in dem von uns eingenommenen Gebiet eine Lebensmittelsteuer abzugeben war, und jeder Bauer war dazu verpflichtet, uns seinen Teil abzuliefern. Fleisch forderten wir nicht, aber Kartoffeln und Mehl hatte jeder. Für die Abgabe der Lebensmittelsteuer stellte der zuständige Feldwebel einen Nachweis mit Stempel aus, und danach konnte niemand mehr von dem betreffenden Bauern Lebensmittel einfordern. Die Deutschen verboten den Bauern selbstverständlich jegliche Lebensmittelabgabe an uns sowie jede Form von Kontaktaufnahme. Doch uns kümmerte das nicht. Wenn wir nachts in ein Dorf kamen, das von Deutschen besetzt war, forderten wir den Nachweis über die Abgabe der Lebensmittelsteuer ein. Hatte der Bauer keinen solchen Nachweis, nahmen wir eine Kuh, einen Hammel oder ein Schwein mit. Für die Bauern kam noch erschwerend hinzu, dass es ausgesprochen kompliziert war, Partisanen von den örtlichen Polizisten zu unterscheiden, da sie alle Zivilkleidung trugen. Die Hilfspolizisten gaben sich häufig als Partisanen aus, und wenn ihnen der Bauer dann seinen Nachweis über die abgegebene Lebensmittelsteuer vorlegte, nahmen sie ihm sein gesamtes Vieh ab, verprügelten ihn und konnten ihn sogar umbringen.

## Aus dem Alltag des Trupps

Einmal kam aus der Partisaneneinheit der stellvertretende Kommandeur Romanov. Er rief Sergej Zajcev, Josif Birsikij, Gontscharow, Mischa Nemov, mich und noch zwei oder drei weitere Personen zu sich und erteilte uns einen Auftrag. Er schickte uns zur Eisenbahnstrecke und zur Landstraße und von da aus in die Dörfer, in die tagsüber auch die Deutschen kamen, dort sollten wir Fleisch beschaffen. Dazu mussten wir etwa 40 Kilometer gehen. Für fünf Tage erhielten wir unsere Ration aus Trockenlebensmitteln und zusätzlich noch drei Munitionsmagazine.

Das Wetter war sonnig, unter unseren Füßen knirschte der Schnee, es war nicht besonders kalt, vielleicht minus 10 Grad. Wir hatten eine Aufgabe, die nicht sehr gefährlich war, und waren gut gelaunt. Je mehr wir uns der Landstraße und der Eisenbahnstrecke näherten und je weiter wir uns vom Dorf entfernten, wo sich unsere Partisaneneinheit aufhielt, desto stärker veränderte sich das Erscheinungsbild der Dörfer. Es gab weniger Menschen in den Dörfern, viele Häuser standen mit vernagelten Fensterläden oder zerschmetterten Fenstern und aufgerissenen Türen da. Wir sahen auch völlig niedergebrannte Dörfer, wo sich statt der Häuser nur noch Schornsteine und zerstörte Öfen befanden. Hin und wieder tauchten deutsche Flugzeuge auf. Wie man sagte, hatten sie eine gepanzerte Unterseite, so dass es unmöglich war, sie mit Maschinengewehren abzuschießen. Wir mussten ganz vorsichtig die Straßen und Lichtungen entlanggehen, dabei schauten wir ständig in den Himmel. Als es dunkel wurde, kamen wir zu einem großen Feld, das wir passieren sollten. Sollte hier plötzlich ein Flugzeug auftauchen, könnten wir uns nirgendwo verstecken. Im Wald zu sitzen und abzuwarten, bis es ganz dunkel war, dafür war es zu kalt. So gingen wir also weiter. Die letzten zwei Stunden hatten wir keine Flugzeuge gehört. Wir liefen in einer langen Kolonne im Abstand von jeweils 50 Metern zueinander weiter. Als wir ungefähr in der Mitte des Feldes waren, kam ein Flugzeug. Donnernd tauchte es aus dem Wald auf, flog in geringer Höhe auf uns zu und beschoss uns aus einem Maschinengewehr. Wir stieben alle auseinander in verschiedene Richtungen. Das

Flugzeug flog über uns hinweg, drehte um und beschoss uns erneut. Sobald es erschien, warfen wir uns alle auf den Schnee, aber wahrscheinlich sah uns der Pilot dennoch. Wir zogen schnell die Oberbekleidung aus, warfen sie hin und vergruben uns im Schnee, aber das Flugzeug flog noch drei-, viermal über uns hinweg. Bloß gut, dass es dunkel wurde und das Flugzeug endlich wegflog. So kamen wir noch einmal mit dem Schrecken davon.

Wir gingen weiter, ohne uns zu beeilen, und erreichten am Abend des dritten Tages ein Dörfchen an der Eisenbahnstrecke. Allem Anschein nach waren hier keine Deutschen. Wir brachten eine Sprengladung an einer Brücke an, die über einen kleinen Fluss ging. Über sie hätten die Deutschen überraschend ins Dorf hineinkommen können. Später trafen wir eine Gruppe von drei unserer Partisanen, die in der Nacht zur Eisenbahnstrecke gegangen waren, um mit dem Panzergewehr auf die Dampflokomotive zu schießen. Gestern hatten sie Pech gehabt: Sie waren auf eine deutsche Patrouille gestoßen und nur ganz knapp entkommen. Deshalb wollten sie heute diese Aufgabe erledigen und baten uns, die Fleischbeschaffung noch abzusagen, weil sonst womöglich jemand zu den Deutschen laufen könnte, um über uns zu berichten, und damit die Aufgabe sabotieren würde. Romanov beschloss daher, von diesem Dorf weiter weg zu gehen und gab der Gruppe drei von unseren Männern zur Unterstützung mit, darunter mich. Da wir keine Wintertarnung hatten, teilten wir uns auf und gingen in die Häuser, um Bettlaken zu ergattern, mit dem Versprechen, sie innerhalb einer Woche zurückzubringen – woran die Bauern natürlich nicht glaubten. Als wir uns etwa drei Kilometer vom Dorf entfernt hatten, kamen wir zu einer von den Deutschen geschlagenen Lichtung an den Gleisen. Rechts und links von dem Panzergewehr, knapp 100 Meter voneinander entfernt, gingen jeweils zwei Männer in Stellung und warteten dort. Es war nicht sehr kalt, vielleicht minus 12 Grad, aber trotzdem war es zu kalt, um im Schnee nur mit einem Bettlaken zugedeckt zu liegen. Gut, dass ich Flechtschuhe aus Kuhleder anhatte, in die ich viele Tücher gewickelt hatte. In normalen Schuhen hätte ich mir Erfrierungen an den Füßen geholt. Statt einer Mütze hatte ich nur ein Schiffchen, die „Pilotka“, auf, so dass meine Ohren fürchterlich froren.

In den nächsten zwei Stunden kam ein Zug mit Panzern vorbei, den wir selbstverständlich vorbeiließen. Bei Panzern konnten Soldaten sein, und hätten wir uns gezeigt, hätte man auf uns aus Maschinengewehren geschossen. Als nächstes passierte uns ein Güterzug, den zwei Lokomotiven zogen.

Ein paar Patrouillen kamen die Gleise entlang; sie überprüften, ob diese in Ordnung waren. Vor dem nächsten Zug kamen Eisenbahn-Draisinen vorbei, kleine Schienenfahrzeuge, die zwei Plattformen voll mit Bahnschwellen vor sich herschoben. Endlich fuhr ein Zug vorüber, der aus Personen- und Güterwagen bestand. Mit dem Panzergewehr schossen wir zwei Mal auf den Dampfkessel, schlugen ihn durch, und zwei Dampfströme schossen in die Höhe. Ohne ganz genau zu zielen, schossen wir auf die Fenster des Wagens, verschossen alle Magazine und liefen ganz schnell in den Wald. Hinter uns hörten wir eine chaotische Schießerei und Geschrei. Der Zug hielt an. Ich weiß gar nicht, ob die Deutschen zur Lichtung des Waldes liefen, von wo aus wir geschossen hatten, oder nicht. Ich hatte keine Zeit, mich umzudrehen. Es war furchtbar schwer zu laufen. Ich bemühte mich, so schnell wie möglich zu rennen, versank aber auf meinen tauben Füßen andauernd im Schnee. Als wir endlich stoppten, war ich ganz nass geschwitz. Mein Herz klopfte wie wild, mein Mund war völlig ausgetrocknet, ich schnappte mir eine Handvoll Schnee und steckte ihn mir in den Mund. Wir stapften weiter, ohne verfolgt zu werden.

An Lichtungen errichteten die Deutschen oft einen Hinterhalt, und häufig waren auch Hunde dabei. Sie ließen die Hunde los und liefen auf Skiern hinter den Partisanen her. Da sie gewöhnlich auch mit Maschinengewehren bewaffnet waren und wir größtenteils nur ein einfaches Gewehr dabei hatten, wurden viele Partisanen getötet. Zu unserem Glück waren die Hinterhalte der Nazis nicht sehr dicht beieinander. Was die Tschechen angeht, die von Deutschen dazu benutzt wurden, die Straßen zu schützen, so hassten sie die Nazis selbst so sehr, dass sie ohnehin nicht auf uns schossen und manchmal sogar zu uns rüberkamen. Sie gaben uns Munition und Zigaretten und warnten uns vor den Stellen, wo sich die Deutschen gerade befanden.

Nachdem wir sichergestellt hatten, dass uns keiner verfolgte, gingen wir zurück in das Dorf, wo wir die Bettlaken besorgt hatten. Ich gab mein Bettlaken zurück und wollte gerade weggehen, als einer der Männer, die mit einem Panzergewehr bewaffnet waren, in dasselbe Haus eintrat. Er forderte Selbstgebranntes von der Hausherrin. Da sie das nicht hatte, bot sie ihm dafür einen Brotlaib an. Der Mann nahm das Brot nicht, sondern packte stattdessen ein Mäntelchen und wollte damit gehen. Die Tochter der Hausherrin, ein junges Mädchen im Alter von vielleicht 16 Jahren, fing an zu weinen, klammerte sich an dem Mäntelchen fest und bat uns, es nicht wegzunehmen, denn es war das einzige Kleidungsstück, das sie hatte, um rauszugehen. Das Mäntelchen war klein, ein Frauenmantel eben, den ein Mann überhaupt nicht tragen konnte. Ich drohte dem Burschen an, dass, wenn er ihn mitnähme, ich davon unserem Anführer in der Partisaneneinheit erzählen würde. Der Kerl fluchte, drohte mir mit der Faust, aber ließ den Mantel liegen. Es kam schon manchmal vor, dass die Partisanen bei den Bauern Kleidung für sich wegnahmen, wenn sie absolut nichts zum Anziehen hatten. Das war natürlich Raub, den wir als Dörfer-Raub bezeichneten. Unsere Führung sah das äußerst ungern, drückte aber ein Auge zu: Wir sollten schließlich etwas zum Anziehen haben. In demselben Dorf, aber in einem anderen Haus, bettelte ich ohne Erfolg um eine Wintermütze, aber dann stieß ich zufällig in einer Kammer auf eine Dose Salz und ein Paket mit einem sehr guten Ziegenfell. Das Paket nahm ich mit, und meine Taschen stopfte ich mit Salz voll. Das Salz war eine seltene Kostbarkeit; wir aßen so oft ungesalzenes Essen. Ich glaubte nicht, dass der Bauer von mir bestohlen worden war, weil dieses Fell für mich so wichtig und notwendig war, damit ich mir eine Mütze nähen konnte, während dieser Bursche den Frauenmantel nur brauchte, um ihn in einem anderen Dorf für Selbstgebranntes umzutauschen.

Endlich ließen wir das Dorf hinter uns und gingen weiter, um die anderen Jungen aus unserer Einheit zu suchen. Wir fanden sie auf einem eher kleinen Bauernhof, wie es auch abgesprochen worden war. In der Zeit, als wir in dem einen Dorf waren, gingen sie in ein anderes Dorf und nahmen Bauern, die nicht rechtzeitig die Lebensmittelsteuer be-

zahlten, sechs Kühe und ein Kälbchen weg. Da es sehr riskant war, tagsüber in der Nähe der Landstraße zu bleiben, machten wir uns auf den Rückweg, ohne auf den Morgen zu warten. Wir konnten erst am frühen Morgen schlafen, und ich nahm an, dass wir nach dem Mittagessen zurück zur Einheit gehen würden. Die Kühe, die wir trieben, ließen wir für eine Weile bei Bauern, und nach einem kurzen Gespräch mit Romanov war eine Oma sofort bereit, unsere gute Milchkuh für ihre alte, halb tote Kuh einzutauschen. Selbstverständlich fügte sie noch sechs Liter von Selbstgebranntem und verschiedene Leckereien dazu. Lange Rede, kurzer Sinn, für die 20 oder 25 Kilometer, die wir noch bis zu unserer Einheit zu gehen hatten, brauchten wir vier oder fünf Tage. Wir tauschten gute Kühe gegen schlechte ein und feierten dieses Geschäft mit Selbstgebranntem. Ich erinnere mich nicht mehr richtig daran, wie wir diese Kühe trieben, aber ich werde nie vergessen, wie ich auf einer Kuh wie auf einem Pferd reiten wollte und von ihr mehrmals runtergeworfen wurde. Außerdem versuchte ich, mit meinem Gewehr auf den Mond zu schießen, damit er uns nicht beleuchtete und somit auch nicht verriet. Ich weiß gar nicht, welche Lügen unser Ältester, der für Munition- und Verpflegungszuteilung sorgte, dem Stellvertreter des Zugführers aufstichtete, aber alles verlief glatt.

Wieder schickte man uns, eine Bäckerei und einen Brunnen in der Nähe zu bewachen und auch an der Kreuzung der Straßen Zembin – Pleshchenitsy Wache zu halten. Das weiße Fell, das ich aus dem Dorf mitgenommen hatte, brachte ich in unsere Schneider-Werkstatt, damit man mir daraus eine neue Wintermütze nähte. Wenn ich zur Wache ging, musste ich die ganze Zeit mein Schiffchen dem geben, der sich mit mir abwechselte, und stattdessen seine Mütze nehmen. Mehrere Male fragte ich beim Schneider nach. Meine Mütze war immer noch nicht fertig. Am Ende sah ich auf Major Fedenko eine neue kasachische Fellmütze, aus meinem Fell genäht! Im Wald machte ich mir einen guten Schlagstock und beschloss, den Schneider damit ordentlich zu verprügeln. Zum Glück für ihn nähte er mir bereits, als ich zu ihm kam, eine weiße Mütze, aber aus Kalbfell. Ich konnte keine Abzeichen in Form von roten Sternchen besorgen, und so bekam ich ein Stück rotes Band an meine Mütze genäht.

Einmal sollte ich die Sauna für unsere Partisaneneinheit heizen. Sie befand sich zwei Kilometer von Novo-Gansovitschi entfernt auf einem Bauernhof. Zum Heizen legte man in die Mitte der Sauna auf den Boden einen Haufen von Steinen und machte darunter Feuer. Heizten sich die Steine auf, so warf man die Reste vom ausgebrannten Holz weg. Die Steine legte man in ein Fass mit Wasser und bekam so heißes Wasser. Um Dampf zu bekommen, goss man ein paar Kellen Wasser auf den steinernen Ofen und legte sich dann auf die Bretter, um sich selbst mit den Birkenzweigen zu schlagen. Alles lief wie immer, ich spaltete das Holz für den Ofen, machte das Feuer unter den Steinen und wartete darauf, dass unsere Jungs zu mir kämen, um ein Dampfbad zu nehmen. Die Herrin der Sauna lud mich zum Mittagessen ein, aber das ganze Essen war völlig ungesalzen. Während man bei uns in der Soldatenkantine das Salz noch von irgendwo holen konnte, war es für die Bauern viel schwieriger, fast unmöglich, Salz zu beschaffen. Man musste 30 Kilometer weit fahren und in Borisov, Minsk, Pleshchennitsy oder auf dem Markt ein Glas Salz gegen ein Hähnchen oder zwei bis drei Dutzend Eier eintauschen.

Ich hatte noch anderthalb Glas Salz, das ich mir geholt hatte, als ich auf Mission war. Dies gab ich der Frau dafür, dass sie mich zum Essen eingeladen hatte. Die Herrin wollte es als Dankeschön aber nicht annehmen und holte deshalb noch einen halben Liter Selbstgebrannten. Den musste ich austrinken. Ich war schon ganz ordentlich betrunken, als mir einfiel, dass ich doch den Auftrag hatte, für meine Leute das Dampfbad zu heizen. Rasch ging ich und sah nach, ob es fertig war. Das Feuer war ausgegangen, der Steinofen kalt. Schnell hackte ich mit dem deutschen Bajonettjagdmesser, das ich bei mir hatte, Holz klein. Dann heizte ich den Ofen an und schlief ein. Die ganzen Leute kamen rein, um sich zu waschen. Das Dampfbad war voller Rauch, aber ich schlief daneben ganz entspannt und ruhig. Man schimpfte mich gehörig aus und einer von ihnen schlug auf mich ein. Der Anführer unserer Einheit, Jurkov, drohte mir, sich mit meiner Erziehung auseinanderzusetzen. Das Dampfbad heizten wir natürlich weiter auf und alle wuschen sich. Am nächsten Tag befahl mir Jurkov nach dem Frühstück, mit ihm zu gehen. Wir verließen das Dorf, Jurkov setzte sich

auf einen Baumstamm, rauchte und begann, mich herumzukommandieren: rechts, links, liegen, laufen, im Kreis und so weiter und so fort. Etwa 15 Minuten führte ich seine Befehle aus, dann ärgerte ich mich so, dass ich absichtlich ganz langsam ging oder statt nach rechts und links zu laufen mich im Kreis drehte. Jurkov beschimpfte mich ganz heftig und kündigte an, mich zu verdreschen, wenn ich nicht machte, was er sagte. Ohne lange nachzudenken, lud ich das Gewehr durch und richtete es auf ihn. Eine halbe Minute sahen wir einander an, dann stand er langsam auf, gab auf, kehrte mir den Rücken zu und ging weg. Hinter ihm ging auch ich zu meinen Leuten. Jurkov sprach mit niemandem darüber. Selbstverständlich erzählte ich es auch keinem. Wären wir in der Armee und nicht hinter der Frontlinie gewesen, hätte ich eine Disziplinarstrafe oder ein Himmelfahrtskommando erhalten. Aber jetzt, unter den Bedingungen des Partisanenkampfes und möglicher Nachtkämpfe wollte kein Führer einen Soldaten bei sich haben, der ihn hasste.

Der Alltag verlief künftig wieder langweilig: zwei Stunden Wache, danach vier Stunden Freizeit mit Arbeitseinsätzen wie Kartoffeln schälen und Holz hacken oder das gebackene Brot aus der Bäckerei auf einem Schlitten in die Kantine fahren. Manchmal schickte man mich mit der Mission los, nachts Telegrafleitungen zu sabotieren. Wir machten das mit Hilfe von Dynamit und gaben Deckung für die Spezialisten, die die Züge sprengten. Einmal wurde ich zum Kurs der Sprengspezialisten geschickt. Luca, seinen Nachnamen habe ich vergessen, unterrichtete. Er war ein für die Armee ausgebildeter Mann, der gefangen genommen worden und zu uns übergelaufen war. Er nahm ein Stück Zündschnur, schnitt diese mit einem Rasierer schräg an, steckte sie in den Zünder, klemmte sie mit seinen Zähnen ein und wiederholte die ganze Zeit den Satz: „Macht das so nicht! Der Zünder kann explodieren und dann wird euer Gebiss weggerissen werden!“ Es gab nur wenige Flachzangen, um die Zündschnur einzuklemmen, deswegen machten wir alle es genauso wie er. Er war ein sehr guter Sprengspezialist und hatte schon mehrere Züge entgleisen lassen. Einige Partisanen durften auf eigene Faust handeln, und im Großen und Ganzen waren sie sehr gute Schützen. Sie gingen zur Landstraße, setzten sich

auf eine Waldlichtung und waren auf der Lauer, bis Deutsche kamen, die allein waren, oder sie schossen auf die Fahrerkabine der Laster. Davon konnte ich nur träumen. Aber einmal hielt ich drei Reiter an, als ich Wachdienst hatte. Sie kannten die Parole nicht. Dem einen befahl ich näherzukommen, die anderen sollten auf ihren Plätzen bleiben. In ein paar Sekunden waren alle drei Reiter bei mir, jeder hatte eine Maschinenpistole in der Hand. Ich ging mit ihnen ins Wachhaus. Mein Gewehr hängte ich über die Schulter, meine Hand steckte ich in die Hosentasche und bog den Sicherheitsstift einer Handgranate frei, die darin war. Es war klar, dass ich es nicht schaffen würde, sie aus meiner Tasche rauszunehmen, wenn diese drei Polizisten wären. Ich entschied mich, den Sicherheitsstift nur im Notfall zu ziehen, ohne die Granate aus der Tasche rauszunehmen. Das würde ich schon schaffen. Ob ich von der Maschinenpistolen-Salve oder von der Explosion hingerichtet werden würde, das machte doch keinen Unterschied. Zum Glück waren die drei Männer dann aber Führer aus der Brigade „Tod dem Faschismus“, die zu ihrer Partisaneneinheit fuhren. Sie waren abwesend gewesen, deshalb kannten sie die Parole nicht.

Ein anderes Mal bewachte ich die Bäckerei neben dem Brunnen und dem Wachhaus. Zwei Schlitten mit Partisanen kamen zum Wachhaus. Die Partisanen gingen rein, um sich aufzuwärmen, und baten mich, in der Zeit nach einem etwa 20-jährigen jungen Mann mit verbundenen Händen und Füßen zu schauen, der im Schlitten lag. Als die Partisanen weggegangen waren, bat dieser Bursche mich, ihm Wasser zu geben und schwor, dass er unschuldig sei. Er bat mich auch darum, ihn von den Stricken zu befreien, weil er bereits eingefrorene Hände und Füße habe. Er tat mir leid. Ich gab ihm Wasser, weigerte mich aber, ihn loszubinden, und vertröstete ihn damit, dass man ihn in Palik losbinde und freilasse, sollte er wirklich unschuldig sein. Er wurde darüber aber nicht glücklicher. Wer dieser Mann war, weiß ich nicht.

Nach einer Woche wurden wir ausgewechselt und losgeschickt, um eine Kolonne aus etwa zwanzig voll beladenen Schlitten zu bewachen, die an den Palik-See zum Brigadestab fuhren. Auf diesen Schlitten waren Munition, Waffen, Medikamente und Tabak geladen. Alles das

wurde mit einem Flugzeug vom Festland auf den Landeplatz von Begomol geschickt. Ich weiß nicht, warum, aber mit uns ging auch ein gefangener deutscher Unteroffizier, ein Bursche im Alter von kaum 20 Jahren, sehr dünn und mit Pickeln im Gesicht. Er war von unseren Partisanen in einem Dorf an der Landstraße gefangen genommen worden.

Der Deutsche war auf der Suche nach Milch und Eiern gewesen und hatte sich dazu entschlossen, bei einer Frau zu übernachten. Dieser Mann bereitete uns hinterher viel Ärger. Irgendeiner von unseren Vorgesetzten glaubte ihm irgendwann tatsächlich, dass er gegen die Nazis sei, und wollte ihn testen. Man schickte ihn tagsüber mit einer Pistole an die Landstraße in Begleitung von drei unserer Partisanen mit polizeilichen Armbinden. Der Deutsche stoppte ein Auto und schoss auf den Fahrer und einen Offizier, der neben ihm saß. Das Auto wurde für die Partisaneneinheit gestohlen. Danach wurde der Deutsche zur Bahnstation Smolewitschi geschickt mit der Aufgabe, einen Zug voll mit Heu anzuzünden. Er ließ zwei Waggons mit Heu brennen, die anderen Waggons wurden rechtzeitig abgehängt. Dem Mann wurden weitere Missionen erteilt, doch dann verschwand er und kam nicht mehr zurück. In Smolewitschi hängten die Deutschen zwei von unseren Verbindungsleuten auf, die dieser Unteroffizier kannte. Es stellte sich heraus, dass er der Gestapo alles sofort erzählt hatte. Die Deutschen hatten das Heu selbst angezündet und hatten ihm für uns falsche Informationen gegeben. Bei unserem Schuster arbeiteten drei deutsche Deserteure, die auch von Partisanen im Wald gefangen worden waren. Sie waren ohne Waffen und waren auf der Flucht von der Front nach Hause. Man verschonte sie, und sie arbeiteten beim Schuster, spalteten das Brennholz oder taten, was sonst nötig war. Nachdem unsere Verbindungsleute gehängt worden waren, wurden aus Rache diese Deserteure erschossen. In Smolewitschi suchte man nach dem Unteroffizier, um ihn zu töten, aber er war einfach verschwunden.

Am Palik-See und am Beresina-Fluss lag ein sehr großer, sumpfiger Wald mit einer Fläche von 30 bis 50 Quadratkilometern. Vor dem Krieg war es ein Naturschutzgebiet gewesen. Im Sommer konnte man hier,

wenn man die Pfade nicht kannte, ganz im Sumpf versinken. Im Winter war alles zugefroren. Hier war der Stab von unserer Brigade „Onkel Kolja“. Irgendwann zu Beginn des Krieges war hier unter der Führung von Lopatin eine kleinere örtliche Partisaneneinheit organisiert worden. Dann waren die Fallschirmjäger aus Moskau dazugekommen, danach geflohene Kriegsgefangene, dann die in einen Kessel geratenen Soldaten und die Einheimischen. In den Jahren von 1933 bis 1944 lebten hier insgesamt 1500 Menschen.

Als wir in Palik ankamen und die Schlitten-Kolonnen übergaben, wurden wir in einer großen Erdhütte einquartiert. In der Mitte stand ein mit Ziegelsteinen ummauerter Eisenofen, an den Wänden wurden Liegepritschen mit Flickenteppichen errichtet. Nach dem langen Weg und bei Frost zwischen minus 25 und 30 Grad waren wir sehr froh, uns bis zur Unterwäsche ausziehen und zum Schlafen hinlegen zu können. Die Stabstelle wurde stark bewacht und es war sozusagen unmöglich, näherzukommen, ohne bemerkt zu werden. Im Wald gab es viele Erdhütten: Geheimdienst, Sanitätsdienst, Wirtschaftseinheit und anderes. Wir verbrachten hier zwei oder drei Tage und fuhren mit den Schlitten ohne Ladung auf dieselbe Art und Weise zurück zu unserer Einheit. Nach einem Monat wurde ich zusammen mit Sergej Zajcev, Mischa Nemov, Gontscharow und ein paar weiteren Leuten aus unserer Einheit auf eine Mission in die Nähe von Pleshchenitsy geschickt. Ich erinnere mich nicht mehr daran, was das für eine Mission war. Ich weiß nur noch, dass ein junger Mann, wohl so Anfang 20, zu uns kam, eine Maschinenpistole und zwei Pistolen mitbrachte und sagte, er sei von der Polizei und habe seinen Vorgesetzten erschossen und sei nun zu uns geflohen. Er wolle gegen die Deutschen kämpfen. Seine Waffen nahmen wir ihm selbstverständlich ab. Ich erhielt die Aufgabe, ihn zu bewachen, damit er nicht fliehen konnte. Ein paar Tage bewachten wir ihn im Wechsel mit anderen Partisanen. Danach wurde er mit einer Partisanengruppe, die von einer Mission zurückkehrte, zum Brigadestab geschickt, um herauszufinden, wer er war und was er wollte.

Nicht weit vom Palik-See, in der Stadt Borisov, gab es eine deutsche Schule für Spione, aus der Spione zu uns geschickt wurden, die wie

geflohene Kriegsgefangene, Einheimische oder andere Nazigegner aussahen. Die Deutschen interessierten sich für alles: wo unsere Stützpunkte waren, wie viele Waffen wir hatten, was für Beziehungen zu Einheimischen und welche Verbindungen zu Städten. Sie machten nicht Halt vor Gift, Mord von einzelnen Partisanen, Fehlinformationen – dass beispielsweise ein guter, ehrlicher Partisan mit der Gestapo verbunden sei – und vielem mehr. Es war sehr schwer herauszufinden, wer von den Leuten, die zu uns kamen, gegen die Deutschen kämpfte und wer in Wirklichkeit für diese arbeiten wollte.

## Die Blockade des Partisanengebiets

Wir waren den Deutschen so ein Dorn im Auge, dass sie den Plan fassten, uns zu vernichten, koste es, was es wolle. Wie ich erst später erfahren habe, versammelten die Deutschen für diesen Einsatz die lokale Hilfspolizei, die SS-Truppen, holten Teile der Luftwaffe von der Front sowie Artillerie und Panzertruppen und umzingelten ein riesiges Gebiet um uns herum. Insgesamt schickten sie 80.000 Soldaten in dieser letzten Blockade gegen uns ins Schlachtfeld. Dies war die größte Operation gegen die Partisanen während des ganzen Krieges. Der Kreis der Umzingelung wurde nach und nach immer enger gezogen, wir wichen im Kampf immer weiter zurück in die Tiefen der Wälder. Insgesamt waren etwa 14.000 Partisanen in das umzingelte Gebiet geraten. Es gab auch viele Zivilisten, und die Deutschen versuchten, alle zusammen in die Enge zu treiben und zu vernichten. Solange die Kämpfe auf festem Boden stattfanden, in Wäldern und auf Feldern, konnten wir dem Feind nicht lange standhalten, der uns quantitativ fünf- oder sechsfach überlegen war. Außerdem waren wir schlecht ausgerüstet: Wir hatten lediglich Kleinwaffen, Panzergewehre, Brandflaschen, Granatwerfer und Handgranaten. Eine Panzerabwehrkanone sah ich in unserer Einheit nur einmal, und diese war nur eine 45-Millimeter-Kanone. Die Kämpfe waren äußerst grausam und brutal blutig. Mehr als die Hälfte der Partisanen waren vor dem Krieg Zivilisten gewesen und nicht für den Krieg ausgebildet. Daher konnten wir die Deutschen nie über längere Zeit hinweg abwehren. Wir wussten, dass wir nicht in Kriegsgefangenschaft kommen würden — diejenigen, die noch lebend in deutsche Hände gerieten, wurden an Telegrafmasten entlang der Straße erhängt und bekamen ein Schild um den Hals mit der Aufschrift „Bandit“. Oftmals wurden Gefangene zu Tode gefoltert oder zusammengeschnürt und bei lebendigem Leibe ins Feuer geworfen.

Für mich begann die Blockade an einem warmen Frühlingstag im März mit dem Befehl von Jurkov: Niemand durfte mehr die Hütten, in denen wir lebten, verlassen. In der Ferne war dumpf Artilleriefeuer zu hören,

im Dorf liefen hektisch Partisanen hin und her, sie bekamen Munition und Notvorräte an Lebensmitteln ausgeteilt. Eine Stunde später marschierte eine Zugtruppe los in Richtung Zembin, obwohl von dort bisher nichts zu hören war. Drei Leute aus dieser Einheit, darunter auch ich, wurden unter dem Befehl des Kommandeurs des Munitionslagers zurückgelassen. Am nächsten Morgen bekam ich vom Munitionslager zwei Taschen mit Patronen und erhielt den Auftrag, die zweite Partisaneneinheit zu finden und ihnen den Munitionsnachschub zu übergeben. Wo diese Partisaneneinheit war, wusste niemand so genau, sie war irgendwo vorne im Kampf. Also ging ich los und suchte die Partisaneneinheit nach Gehör. Es waren nun nicht mehr nur einzelne Schüsse zu hören, ich nahm auch entfernt das Geratter von Maschinengewehrfeuer wahr. Die Taschen, die ich zu tragen hatte, waren schwer, sie wogen fast 30 Kilo, außerdem hatte ich noch mein Gewehr und den Sack mit Notvorräten. Als ich unter einer zerstörten Brücke einen Fluss überquerte, rutschte ich auf einem nassen Baumstamm aus und fiel ins Wasser. Zum Glück war das Wasser nicht tief, es ging mir nur bis zur Hüfte. Eine Möglichkeit, die nasse Kleidung auszuziehen und irgendwo zum Trocknen aufzuhängen, gab es nicht, aber mir blieb dafür auch keine Zeit, denn urplötzlich waren Deutsche mit einem Granatwerfer ganz in der Nähe. Vor einer Granatenexplosion gab es keinen Schutz, denn es gab in der Nähe nichts, was mir als Deckung hätte dienen können. Da sowohl links von mir als auch weiter vorne geschossen wurde, wusste ich nicht, wo meine Leute und wo die Deutschen waren. Also lief ich rechts in den Wald hinein, verirrte mich, bog dann nach links ab, da wurde sofort das Feuer auf mich eröffnet. Ich rannte weg und verlor nun völlig die Orientierung. Etwa eine Stunde irrte ich durch den Wald, bis ich irgendwann auf einige von unseren Partisanen stieß. Sie sagten mir, dass wir den Rückzug angetreten hätten, denn die Munition neige sich dem Ende zu, und zeigten mir, wohin ich gehen sollte. Bald hatte ich einen Teil der zweiten Partisaneneinheit gefunden, verteilte die Patronen, 25 Stück pro Person, und behauptete, nicht mehr zu haben. In Wirklichkeit behielt ich aber 150, vielleicht auch 200 Stück zurück. Es stellte sich heraus, dass in der zweiten Tasche Panzerabwehrkanonen waren. Da die Partisaneneinheit dafür aber kein Geschütz hatte, war unklar, wohin mit die-

ser Munition. Die Tasche wog bald 10 Kilo. Es wäre schade gewesen, sie liegen zu lassen, aber auch lästig, sie herumzuschleppen. Der Kommandeur des Munitionslagers hatte mir nicht gesagt, wohin ich gehen sollte, nachdem ich die Munition abgeliefert habe, so beschloss ich, nicht zu ihm zurückzukehren, sondern meine Leute zu suchen. Als ich sie gefunden hatte, stellte mir der stellvertretende Offizier keinerlei Fragen, vielmehr freute er sich über die Munition, die ich für uns zurückgehalten hatte.

Während der Kampf weiter andauerte, bewegte sich unser Rückzug in Richtung des Palik-Sees, dorthin drängten uns die Deutschen. Aus der Umzingelung ausbrechen konnten wir nicht. Die Deutschen hatten dreifache Ketten gebildet: im ersten Ring der Umzingelung waren die Hilfspolizei und mit den Deutschen kollaborierende Soldaten, im zweiten Armee-Einheiten mit deutschen Soldaten, dahinter die Gendarmerie und die Einsatztruppen der Waffen-SS. Wir wurden gnadenlos von der Luftwaffe beschossen und mit Bomben beworfen. Ich selber stieß nie mit Panzertruppen zusammen, aber in anderen Gebieten wurden sie von den Deutschen eingesetzt. Nur in Wald- und Sumpfgebieten kamen keine Panzer zum Einsatz.

Es gab auch viele Zivilisten, vor allem Bauern mit ihren Familien und ihren Kühen, die in die Sümpfe abgedrängt wurden. Zahlreiche Dörfer wurden abgebrannt und die Bauern erschossen. Wenn sie aber in Gefangenschaft gerieten, dann mitsamt den Kindern und den Alten. Als wäre der Mangel an Munition nicht schon schwer genug, plagte uns nun auch noch der Hunger. Ein Zwieback pro Tag, selten zwei. Die Notvorräte anzurühren war strikt verboten, denn es würde mit der Zeit nur schlimmer werden. Ab und an kamen unsere Flugzeuge vorbeigeflogen und warfen mit Fallschirmen Patronen und Granaten ab, aber das kam nur selten vor. Falls sie Verpflegung mit herunterwarfen, so kam sie jedenfalls nie bei uns an der Kampflinie an. Bei einem der Kämpfe im Wald kroch ich aus unserer Umzingelung heraus, um besser zielen zu können, und legte mich 10 oder 15 Meter davor hinter eine dicke Kiefer. Ich hatte bemerkt, dass jemand aus dem Gebüsch auf uns schoss. Also nahm ich gezielt dieses Gebüsch ins Visier und feuerte,

bis ich keine Munition mehr hatte. Ich rief meinen Kameraden zu, sie sollten mir doch noch etwas Munition herüberwerfen, doch sie hatten selbst alle nur sehr wenig, und so konnte ich nicht weiterschießen. Diesmal waren es die Deutschen, die von ihren Stellungen zurückweichen mussten. Ich war neugierig und ging zum Gebüsch hinüber, auf das ich geschossen hatte, fand dort einen durchgeschossenen Helm, auf dem Blutspritzer und Gehirnfetzen zu sehen waren. Vielleicht war ich es, der getroffen hatte, vielleicht jemand anderes. In diesem Kampf wurde ein junger Bursche aus unserer Partisaneneinheit verletzt. Ich nahm sein Gewehr und seinen Gürtelbeutel, mein Gewehr packte ich auf eine Karre, die die Verletzten fortbrachte. Darauf verstaute ich auch die Tasche mit den Panzerabwehrkanonen, um das sinnlose Gewicht loszuwerden. Wem sie dann übergeben wurden und von wem, weiß ich nicht. In einem anderen Kampf war ich so am Ende aller Kräfte, dass ich es schaffte, kaum 15 Schritte von einem feuernden Maschinengewehr entfernt einzuschlafen. Meine Kameraden waren zurückgewichen. Es schien die Sonne. Ich schlief mit dem Kopf auf dem Gewehrkolben. Neben mir lag ein Partisan, der mit einem Kopfschuss getötet worden war. Wenn Nemo nicht mein Gewehr zu schade zum Liegenlassen gefunden hätte, wäre ich schlafend in die Hände der Deutschen gefallen. Aber so zog Nemo an meinem Gewehr, das fest mit dem Riemen um meine Hand gewickelt war, damit ich besseren Halt beim Schießen hatte, und dadurch wachte ich auf und kroch zurück zu unserer Stellung. Er hatte gedacht, ich sei tot.

Mir bleibt auch jetzt noch schleierhaft, wie ich den Krieg überleben konnte. Ich hätte Dutzende Male getötet werden können. Es gab Situationen, in denen es eigentlich unmöglich war, lebend herauszukommen, sowohl im Ghetto und im Konzentrationslager als auch bei den Partisanen. An manchen Tagen mussten wir uns drei bis fünf Kilometer zurückziehen, an anderen wurden wir um 15 bis 20 Kilometer auf die andere Seite der Umzingelung verlagert, um die Deutschen in Schach zu halten, die jederzeit ins Innere des immer enger werdenden Belagerungsringes eindringen konnten.

Ich erinnere mich, wie wir einmal mit dem Rest unserer Partisanenein-

heit ins Dorf Kljundewka kamen, von dem es in einem Witz heißt: „Wer nicht in Kljundewka war, der hat auch die Welt nicht gesehen.“ Das einst reiche und große Dorf war halb abgebrannt, viele Häuser waren von Bomben zerstört, ein Teil der Dorfbewohner war in die Wälder geflohen, um dort die schweren Zeiten zu überdauern. Die Partisanen verteilten sich auf die noch stehenden Hütten und schliefen, erschöpft vom Tagesmarsch, sofort ein. Ich schaute in zwei Häuser hinein, aber dort waren bereits sowohl unsere Leute als auch andere, und es gab keinen Platz mehr. Die Männer schliefen auf dem Ofen, auf den Bänken, kreuz und quer auf dem Boden. Da war kein Fleck, wo ich noch dazwischen hätte passen können. Also ging ich in ein drittes Haus und war sehr überrascht. Dort lagen nur sieben oder acht Leute auf dem Boden. Ich freute mich, dass es hier so viel Platz gab, legte mich neben die Männer und schlief ein. Nach ein paar Stunden wachte ich davon auf, dass zwei Partisanen versuchten, mich an den Beinen hochzuheben. Es stellte sich heraus, dass auf dem Boden Tote lagen. Das hatte ich im Dunkeln nicht gesehen und hatte mich zum Schlafen einfach dazugelegt. Im Hof wurden gerade so gut es ging auf die Schnelle Särge aus unbearbeiteten Brettern gezimmert. Ich bekam großen Ärger, aber ich wartete einfach, bis sie die Toten hinausgetragen hatten, und legte mich dann an der gleichen Stelle wieder zum Schlafen hin.

Je näher wir mit unserem Rückzug an unser Lager am Palik-See rückten, desto schlechter erging es uns. Der Großteil der Dörfer war von der Luftwaffe zerstört und ausgebrannt, die Bewohner hatten sich in die Wälder zurückgezogen, wir hatten nichts zu essen und verzehrten die letzten Reste von Zwieback aus den Notfallvorräten. Immer öfter durchbrachen die Deutschen unsere Stellungen und griffen direkt an. Die Angriffe richteten sich gezielt gegen die hinteren Etappen, Stabsquartiere, Karren und Lazarette. Die ringförmige Verteidigungskette war vollständig zusammengebrochen. Wenn wir als Partisaneneinheit auf Pfaden den Wald durchquerten, wurden wir von unseren Kommandeuren gezwungen, rückwärts zu laufen, damit unsere Schuhabdrücke im Schlamm in die entgegengesetzte Richtung wiesen. Wenn ein deutsches Focke-Wulf Aufklärungsflugzeug auftauchte,

stürmten wir alle in unterschiedliche Richtungen, ließen uns zu Boden fallen, deckten uns mit Ästen zu – Hauptsache wir wurden nicht gesehen. Wenn sie uns nämlich entdeckten, wurden wir nicht nur massiv mit Maschinengewehren beschossen, sondern auch mit kleineren Bomben beworfen, die sie in Kartons aus dem Flugzeug warfen. Die Kiste explodierte in der Luft und es hagelten auf uns kleine Bomben von je etwa 800 Gramm. Landeten sie im Sumpf, dann explodierte ein Teil von ihnen im Moor nicht, die restlichen zerbarsten in Splitter. Wer danach nur so verwundet war, dass er noch selbstständig laufen konnte, der hatte großes Glück. Diejenigen, die nicht mehr laufen konnten, hatten eigentlich nichts mehr zu hoffen. Nur wenige wurden zum Lazarett getragen, in den meisten Fällen wussten wir nicht einmal, wo ein solches war. Verwundete bekamen ein paar Stück Zwieback, Wasser und zwei Granaten, wurden mit Ästen zugedeckt und zurückgelassen. Falls die Deutschen sie fanden, jagten sie sich selber in die Luft und versuchten, noch möglichst viele Deutsche mit in den Tod zu reißen. Töten würden die Deutschen sie in jedem Falle, noch dazu foltern, um an Informationen heranzukommen.

Eines Tages gingen wir auf einem schmalen Weg, der durch einen Sumpf führte. Wir liefen im Gänsemarsch mit zwei, drei Metern Abstand zwischen uns. Auf uns wurde wie immer ein Artilleriefeuer eröffnet. Die Deutschen beschossen entsprechend den Quadraten auf der Landkarte ein Quadrat nach dem anderen. Wir versuchten dann immer so schnell wie möglich in ein Quadrat zu gelangen, das schon einmal unter Beschuss gekommen war. Ein zweites Mal bearbeiteten die Deutschen ein Quadrat nur selten. Plötzlich explodierte rechts von uns ein Geschoss, und der Partisan, der vor mir lief, fiel zu Boden. Dann sprang er auf, schrie und rannte einfach los, aber nicht nach vorne, sondern zur Seite, geradewegs in den Sumpf. Einige Schritte lief er tatsächlich noch, beide Hände auf seinen Bauch pressend, dann fiel er wieder hin. Er versuchte aufzustehen, doch es gelang ihm nicht, er versank immer tiefer im Schlamm. Daraufhin fluchte er noch einmal heftig, zog den Ring aus einer Handgranate und hielt sie sich über den Kopf. All das geschah in weniger als einer Minute. Ich hatte weder die Zeit, ihm zu helfen, noch ihm die Granate zu entreißen. Ich konnte nur rufen:

„Halt, tu's nicht!“ Gleichzeitig lief ich ein paar Schritte nach vorne. Hinter mir hörte ich die Explosion. Splitter flogen durch die Luft, knapp an mir vorbei, doch der Partisan, der vor mir war, wurde getroffen.

Am 7. April versuchte unsere Kompanie unter dem Kommando von Sultanbek die Deutschen von einem Hügel wegzudrängen, der dicht mit Haselsträuchern bewachsen war. Der Kampf dauerte wohl eine gute halbe Stunde. Doch es wollte uns nicht gelingen. Wie viele Deutsche dort waren, wussten wir nicht, aber der Beschuss war so massiv, dass wir den Kopf nicht von der Erde heben konnten. Neben mir schoss ein junger Bursche mit einem abgesägten Gewehr, Valentin „Valka“ Demenshenok. Er war kaum 15 Jahre alt und stammte aus unserer Einheit. Einmal hatte er mir erzählt, dass er im Waisenhaus aufgewachsen und im Jahr 1941 zu den Partisanen gekommen war, als die Brigade erst angefangen hatte, sich zu organisieren. Als er sich im Kampf ein wenig von der Erde erhob, um eine Handgranate zu werfen, wurde er sofort niedergeschossen. Unsere Einheit begann den Rückzug vom Hügel herab. Ich bekam Mitleid mit dem Jungen und kroch zu ihm, um ihm zu helfen. Zusammen mit mir war auch noch ein anderer Partisan herangekrochen, ein älterer Mann aus einer anderen Partisaneneinheit. Er drehte Valentin auf den Rücken, knöpfte die Wattejacke auf und krepelte das Hemd hoch. Wahrscheinlich war er von einem Maschinengewehr in den Bauch getroffen worden, alles war mit Blut getränkt. Der Partisan rief mir zu: „Valka ist erledigt, lass uns abhauen, bevor sie uns auch noch umlegen.“ Wie er wegkam, weiß ich nicht mehr. Ich aber nahm das verkürzte Gewehr und machte mich auf den Rückweg. Das einzige, was zu hören war, war das endlose Geratter der Schüsse. Die Deutschen schossen von oben, unsere Leute von unten. Wir waren genau dazwischengeraten. Der Morgen graute. Ich hatte das Gefühl: nur noch wenige Minuten, dann werde auch ich getroffen. Da sprang ich panisch auf und rannte plötzlich los, geduckt, den Hügel hinunter, zu meiner Partisaneneinheit. Ich fühlte einen heftigen Schlag an meinem linken Ellbogen. Beim Rennen dachte ich noch: Da wurde wohl durch eine Kugel ein Stück Holz vom Baum weggerissen und ein Splitter hat mich getroffen. Als ich meine Kameraden erreichte, sah ich, dass ich das verkürzte Gewehr verloren hatte, mein Gewehr hatte

ich jedoch noch bei mir. Ich versuchte meinen linken Arm zu heben, aber es ging nicht. Von den Fingern lief Blut herab. An zwei Stellen war meine Wattejacke von Kugeln aufgeschlitzt, eine Kugel hatte meinen Ellbogen getroffen. Es kam eine Krankenschwester, schnitt den Ärmel auf und verband meinen Arm mit einem Stück Bettlaken, das den Verband ersetzte. Schießen konnte ich natürlich nicht mehr, mein Gewehr und die Munition musste ich weggeben. Meinen deutschen Dolch und ein paar Handgranaten durfte ich aber behalten.

Gegen Abend wurde ich mit einigen anderen Verletzten ins Lazarett geschickt, das ungefähr acht Kilometer von uns entfernt lag. Die Erdhütte war relativ geräumig, es hatten 20 bis 25 Personen darin Platz. Die Verwundeten lagen auf fünf, sechs, vielleicht auch sieben mit Heu gefüllten Säcken. Die Operationen fanden in einem Zelt statt, das mit einer Plane und mit Ästen bedeckt war – das war auch schon das ganze Lazarett. Der Operationsarzt hieß Nikolai (den Familiennamen habe ich vergessen), er war ehemaliger Armeearzt. Es gab keine Schmerzmittel, stattdessen selbstgebrannten Schnaps. Das half natürlich ein wenig, aber Operationen wurden nur in größten Notfällen durchgeführt. Nachdem Nikolai meinen Arm untersucht hatte, sagte er, die Kugel sitze im Ellbogengelenk im Knochen fest, er könne sie nicht herausholen. Falls es nicht zur Blutvergiftung komme, solle sie erst einmal dortbleiben, wenn aber eine Gewebs-Nekrose beginnen sollte, würde er mir den Arm oberhalb des Ellbogens amputieren. Der Schmerz war stark, nachts konnte ich nicht schlafen und ging immer in den Wald, damit die anderen Verwundeten nicht mein Stöhnen und Fluchen ertragen mussten. Mein Arm war aufgebläht wie ein Holzbalken, aus dem Ellbogen quoll übelriechender Eiter. Ums Essen war es im Lazarett besser bestellt, aber wir wurden von Bettwanzen geplagt. Wir konnten uns nirgends waschen und es gab keine Wechselbettwäsche. In unserem Lager am See gab es eine Sauna, bloß wie kam man dahin? Auf einem der Karren lag Chernischov aus unserer Einheit. Ein Bombensplitter hatte ihn in den Bauch getroffen, er war sehr abgemagert und seine Haut war gelblich geworden, er stöhnte kaum hörbar und flehte uns an, ihn zu erschießen. Nikolai versicherte ihm, dass schon bald unsere Soldaten kommen und uns vom Flieger Medikamente herunter-

werfen würden, dann könne er die Operation durchführen und ihn retten. Mir aber sagte Nikolai, dass Chernischov nicht mehr zu retten sei, in ein paar Tagen würde er sterben. Nach einigen Tagen waren wir gezwungen, mit unserer Stellung wieder zurückzuweichen, und mussten das Lazarett verlassen. Etwa 12 bis 15 Verwundete wurden auf eine Insel im Sumpf gebracht. Die Schwerverwundeten wurden auf Tragen dorthin getragen, es wurden für sie auf die Schnelle zwei Zelte aufgestellt, denn für eine Erdhütte war der Untergrund zu sumpfig; nach vielleicht 15 Zentimetern kam schon das Wasser. Gegen die Splitter bei Artilleriebeschuss zimmerten wir aus Brettern ein Schutzdach für die Zelte. Von irgendwoher wurden zwei Kühe herangetrieben, es gab ein wenig Mehl und Getreide. Mit uns blieb eine junge Frau, eine Krankenschwester. Nikolai zog mit der ersten Partisaneneinheit fort, versprach uns aber, nach Möglichkeit vorbeizuschauen. Mit der Zeit wurden wir auf der Sumpfinsel langsam immer mehr, manche Verwundete kamen zu Fuß, andere mussten getragen werden. Es gab häufig Artilleriebeschuss, aber wir konnten uns recht gut ernähren: Die Krankenschwester molk die Kühe und bereitete eine Suppe aus Milch und Mehl zu; zwar gab es kein Brot dazu, aber wir waren schon froh, überhaupt etwas zu haben.

Wahrscheinlich dachten sich die Deutschen, dass die Partisanen, die von ihnen in die Sumpfgebiete getrieben worden waren, von selbst dort den Hungertod sterben würden, und widmeten sich deshalb verstärkt dem Lazarett, das nun systematisch von Artillerie und Minenwerfern beschossen wurde. Einmal kamen unsere Insel und das angrenzende Sumpfgebiet zum wiederholten Male unter schweren Artilleriebeschuss. Alle, die irgendwie konnten, versteckten sich unter dem Schutzdach aus Holz. Ich war in die hinterste Ecke gekrochen und freute mich, denn hier würde mich bestimmt kein Splitter treffen. Für die Krankenschwester war aber kein Plätzchen mehr übriggeblieben. Nass vom Regen saß sie draußen neben dem Schutzdach am Boden wie ein Häufchen Elend, die Knie an die Brust gepresst, und weinte. Es regnete in Strömen, manchmal flogen Splitter von zerberstenden Geschossen durch die Luft. Ich konnte das nicht mit ansehen. Mit Mühe krabbelte ich aus meiner Ecke heraus und sagte ihr, sie solle unter das

Schutzdach auf meinen Platz gehen. Ich musste sie kein zweites Mal darum bitten. Gut 20 Meter weiter schnitt ich mit meinem Dolch ein Stück Rinde von einer Birke ab und befestigte es so, dass ich ein wenig vor dem Regen geschützt war, legte mich darunter auf den Boden und bedeckte den Kopf mit meiner Wattejacke. Der Artilleriebeschuss dauerte etwa eine knappe halbe Stunde. Ein Verwundeter wurde getötet, die Krankenschwester wurde schwer verwundet, und ein paar Stunden später starb auch sie. Anstelle von ihr bekamen wir einen alten Mann, der im Ersten Weltkrieg Sanitätshelfer gewesen war. Er kochte für uns das Essen und verarztete, so gut er konnte, die Wunden mit Bandagen. Drei Tage später kam der Kommandeur Goncharov zusammen mit fünf Partisanen zu unserer Insel. Sie schlachteten eine Kuh, kochten das Fleisch, legten es in Säcke und zogen wieder ab, zurück zur Kampflinie. Ich schnitt mir drei oder vier Kilo Fleisch von der geschlachteten Kuh ab, packte es in meine Tasche und wollte zusammen mit noch einem Verwundeten, Misha (er war früher bei uns am Maschinengewehr), zusammen mit Goncharov gehen. Dieser wollte uns allerdings nicht dabei haben, denn da wir nicht schießen konnten, seien wir nutzlos für seine Einheit. Wir ließen uns nicht abwimmeln und folgten einfach Goncharov und seinen Kämpfern. In einem Abstand von 30, 40 Schritten liefen wir hinter ihnen her und kamen so bis zum Lager. Goncharov meldete dem Major, dass wir zwei auf eigene Verantwortung das Lazarett verlassen hätten. Auf die Frage des Majors Fedenko: „Was zum Teufel habt ihr denn hier verloren?“, antwortete ich, dass wir hier so oder so alle abgeschlachtet würden. Wenn schon sterben, dann würdevoll als Soldat. Ich hätte noch zwei Handgranaten und sie zu zünden bekäme ich hin. Der Major ließ von uns ab, und wir durften zurück in unsere Einheiten. In meiner Partisaneneinheit waren fünf Leute am Leben geblieben. Das Fleisch, das ich mitgebracht hatte, verzehrten wir fünf roh, da es verboten war, Feuer anzuzünden. Wie ich später erfuhr, entdeckten die Deutschen die Sumpfsinsel, von der ich fortgegangen war, doch noch und erstachen alle Verwundeten mit Bajonetten. Mein Arm schmerzte immer noch sehr und störte mich beim Gehen, weil er an den Sträuchern hängenblieb. Ich konnte meinen Ellbogen nicht beugen, die Finger hatten sich gelb verfärbt und ließen sich nicht bewegen. Immer noch floss Eiter aus der Wunde, aber es

war kein abgestorbenes Gewebe zu erkennen. Damit der Arm nicht mehr an Sträuchern hängenblieb, band ich ihn mir mit einer Schnur an den Körper.

Die Deutschen planten, uns mit einer kräftezehrenden Belagerung zu bezwingen. Über den Sümpfen flogen Kampfflugzeuge, die nicht nur Bomben, sondern auch Flugblätter abwarfen. Auf ihnen stand geschrieben, dass, wer freiwillig in Gefangenschaft gehe und sein Gewehr mit sich nehme, garantiert gutes Essen bekomme und am Leben bleibe. Doch wir kannten die Deutschen und wussten, dass das nur leere Versprechen waren. Weiterhin in den Sümpfen zu sitzen und auszuharren war für uns allerdings auch keine Option. Unsere Munition neigte sich dem Ende zu, zu essen gab es nichts, und wenn wir es nicht schafften, aus der Umzingelung auszubrechen, erwartete uns in einer Woche oder in höchstens zehn Tagen der Hungertod. Als die Deutschen sahen, dass wir keine Anstalten machten, die Umzingelung zu durchbrechen, verstärkten sie das gegenüberliegende Ufer des Flusses Beresina und richteten dort befestigte, erhöht liegende Stellungen ein. Auf dem Fluss tummelten sich gepanzerte Kriegsboote mit großkalibrigen Maschinengewehren. Die Deutschen stellten mehrere Batterien auf, hielten uns Tag und Nacht unter Beschuss und warteten, dass wir kapitulierten. Unsere Kommando-zentrale fasste den Entschluss, einen letzten tollkühnen Versuch zu starten, aus dem Kessel auszubrechen. Entweder wir schafften den Durchbruch – oder wir fielen im Kampf. Es gab keine Wahl. Wir konnten uns mit der dritten weißrussischen Einheit per Funk darauf verständigen, bei unserem Vorhaben Unterstützung aus der Luft zu bekommen, und so starteten wir in der Nacht die Aktion. Wir gingen schweigend, doch als wir gerade den Fluss Beresina überqueren wollten, bemerkten uns die Deutschen und eröffneten das Feuer. In diesem Augenblick kamen unsere Flugzeuge angeflogen und warfen Leuchtbomben ab, die den Fluss taghell erleuchteten. Gepanzerte Boote fuhren in die schwimmenden Partisanen hinein, es wurde erbarmungslos und grausam auf die Menschen geschossen, die mit allen Mitteln versuchten, irgendwie über den Fluss zu kommen. Vor uns war das Sperrfeuer der Artillerie, von oben fielen die Bomben unserer Kampfflugzeuge. Feindliche Batterien wurden zer-

stört und Kampfboote gingen unter, doch diese rissen auch unsere eigenen Leute mit in den Tod. Vom anderen Ufer aus kamen, wie ein Feuerwerk, Salven von Leuchtpurgeschossen. Die Partisanen, die Zivilisten, Alte, Kinder und Frauen, alle schrien „Hurra!“ und stürmten über die Beresina und den Sumpf auf die Schützengräben zu, die voller deutscher Soldaten waren, die uns wie auf dem Schießstand abknallten. Ich kann mich nicht erinnern, wie lange dieses grauenvolle Spektakel dauerte. Tausende Menschen wurden getötet oder verwundet, aber wir schafften den Durchbruch nicht. Der Morgen war still. Nicht einmal die Deutschen schossen mehr. Irgendwann boten uns die Deutschen per Megafon die Kapitulation an. Einige der Sprecher waren Partisanen aus unseren eigenen Reihen, die bereits kapituliert hatten; sie versuchten uns zu überreden, es ihnen nachzumachen, und versprachen uns, dass die Deutschen ihr Wort halten würden. Alle waren völlig niedergeschmettert, aber wir waren uns einig, dass wir bis zum bitteren Ende nicht von unserer Stellung weichen würden.

Irgendwo sah ich einen Mann und eine Frau, die sich erhängt hatten. Mir wurde gesagt, es sei ein Ehepaar. Ihre zwei Kinder, zwei und fünf Jahre alt, hatte jemand von den beiden Selbstmördern weggeführt, damit die Kinder nicht ihre toten Eltern sehen mussten.

Ins Innere unseres Verteidigungskreises kämpften sich immer mehr Deutsche durch. Unsere Einheit musste an einen anderen Ort verlegt werden. Plötzlich wurden wir von der Seite unter starken Beschuss genommen, die Maschinengewehre waren nur etwa 50 Meter weit weg. Wir waren überrumpelt und rannten los, preschten durch Laub und Geäst von dichten Haselnusssträuchern, Kugeln sausten an unseren Köpfen vorbei. Fedenko versuchte, die Einheit, die Maschinengewehre bei sich hatte, wieder zusammenzutrommeln, um sie gegen die Deutschen in den Kampf zu schicken. Ich half ihm dabei. Nach einiger Zeit gelang es uns, die Deutschen abzuschütteln. Wir hatten nicht mehr lange zu leben. Ich fasste den Entschluss, mich mit einer Handgranate in die Luft zu jagen und dabei einen Deutschen mit in den Tod zu reißen, falls die geeignete Situation dazu käme, denn erschossen würde ich so oder so, sowohl als Partisan als auch als Jude. Ich sah keine

Chance, am Leben zu bleiben. Als ich mich irgendwann tagsüber kurz von unserer Einheit vielleicht 25 Meter in den Wald entfernte (im Wald gibt es ja keine Toiletten), hörte ich unerwartet ein Gespräch von zwei Personen mit. Ich schob ein paar Äste im Gebüsch auseinander und erkannte einen der beiden Sprecher, den Partisan Lunin. Er war aus unserer Einheit, um die 40 Jahre alt, schwerfällig, hochgewachsen, mit einem Leberfleck im Gesicht und einem Handmaschinengewehr der sowjetischen Marke „Degtjarow“. Der andere war ein jüngerer Mann zwischen 25 und 30 Jahren, in einer Lederjacke und ebenfalls mit einem Maschinengewehr in der Hand. Sie machten gerade miteinander aus, zu den Deutschen zu gehen, um zu kapitulieren. Der Jüngere sagte, er habe eine Karte von unserem Stützpunkt und den umliegenden Sumpfbereichen. Ich konnte nichts machen. Meine Wattejacke, in deren Taschen meine Handgranaten waren, hatte ich für den Toilettengang im Lager gelassen. Schnell schlich ich fort, so leise ich konnte, damit sie mich nicht bemerkten, dann rannte ich los und erzählte von dem mitangehörten Gespräch unserem Politkommissar, der mir zufällig über den Weg lief. Bis wir aber fünf oder sechs Partisanen gefunden hatten und mit ihnen zu der Stelle rannten, waren die Verräter schon fort, wir waren zu spät gekommen. Einen Monat später begegnete mir Masha, eine Frau aus unserer Einheit, die mit einem Teil der Partisaneneinheit, die unter dem Kommando von Batja stand, in Gefangenschaft geraten war, später aber vor den Deutschen fliehen konnte. Sie erzählte mir, dass Lunin dort im Lager mit den Deutschen umhergelaufen sei und ihnen gezeigt habe, wer Kommandeur oder Kommissar gewesen sei. Niemand aus dieser Partisaneneinheit, die in Gefangenschaft geraten war, überlebte. Erfahren habe ich das erst in Minsk nach der Befreiung durch unsere Armee.

Während des Durchbruch-Kampfes hatte ich eine Tasche mit drei Tellermagazinen für Handmaschinengewehre entweder verloren oder unbewusst weggeworfen. Kugeln waren aber nur in einem der drei Magazine gewesen. Da ich nicht schießen konnte, Sultanbek die Magazine aber nicht tragen wollte, war meine einzige Aufgabe, diese Magazine zu schleppen. Irgendjemand erkundigte sich bei mir nach den Magazinen, aber ich log, den Riemen hätte es durch einen Splitter

weggerissen. Niemand fragte dann genauer nach. Als wir gerade eine andere Partisaneneinheit ablösten, kam uns eine Gruppe ehemaliger Wlassow-Anhänger in schwarzer Uniform entgegen; sie trugen auf einer Trage einen Schwerverletzten. Das waren die sogenannten „Rodionovcy“. Der Oberleutnant Rodionov war von den Deutschen auf unsere Seite übergelaufen und hatte einige Hundert Soldaten mitgebracht. Er selbst wurde irgendwann im Kampf schwer verletzt und, wenn ich mich nicht täusche, starb er noch vor der Befreiung. Bei den Rodionovcy hatte ich damals den Panzer-Raketenwerfer gesehen.

Die Deutschen gingen aus irgendeinem Grund nicht zum Angriff über und hörten sogar auf, uns unter Beschuss zu halten. Wir trauten ihnen aber jede noch so hinterlistige Tat zu. Womöglich starteten sie gleich einen Gasangriff, sie wussten ja, dass wir keine Gasmasken hatten. Aber sie hatten sogar aufgehört, über das Megafon auf uns einzureden, dass wir kapitulieren sollten. Einige Stunden lang hielt dieses Schweigen an. Schließlich krochen einige Späher zu den deutschen Schützengräben, um herauszufinden, was dort los war. Plötzlich sahen wir die Späher direkt an den Gräben aufspringen und mit den Armen fuchteln, sie schossen in die Luft und schrien, die Deutschen seien weg. Es stellte sich heraus, dass unsere dritte weißrussische Einheit die deutsche Abwehr hatte durchbrechen können, und so war es zum so genannten „Kessel von Bobrujsk“ gekommen. Etwa zehn oder sogar mehr deutsche Divisionen waren in den Kessel geraten, weshalb wir dann für sie nicht mehr wichtig waren, denn sie versuchten nur noch, selbst am Leben zu bleiben. Die Deutschen hatten in den Schützengräben alles stehen und liegen gelassen – Kisten voller Hartkekse, volle Munition, ihre Maschinengewehre – und waren Hals über Kopf abgehauen. Nun waren wir es, die Jagd auf sie in den Wäldern machten und sie sofort zur Strecke brachten, sobald uns einer in die Hände fiel, obwohl es gescheiter gewesen wäre, sie gefangen zu nehmen. Ich weiß nicht, wie viele von den 14 000 Partisanen, die in die Blockade geraten waren, am Leben geblieben sind, ich weiß nur, dass aus unserem Zug etwa ein Drittel überlebte, etwa 120 Mann, und etwa 40 davon verletzt waren.

## Die Befreiung

Nach und nach begaben wir uns langsam aus den Sümpfen und gingen in Richtung Zembin, also dorthin, wo wir uns vor der Blockade aufgehalten hatten. Der Major stellte die Mannschaft auf, um zu kontrollieren, wer noch lebte. Er gedachte der Toten, und es schien so, als bekomme er sogar feuchte Augen. Der Hauptfeldwebel kam in einem Pferdewagen angefahren, den er sich irgendwo hatte besorgen lassen. Er brachte getrocknetes Brot und geräuchertes Fleisch in Scheiben. Die Lebensmittel sollten insgesamt für drei Tage reichen, wurden aber sofort und auf der Stelle aufgegessen. Wenn doch keine Deutschen mehr da waren, wofür sollte man dann Opfer bringen. Essen wollten schließlich alle. Nach den drei Monaten der Blockade waren wir vollkommen ausgehungert.

Goncharov wurde zum Ältesten der Einheit gewählt, da der vorherige Älteste getötet worden war. Jurkov, der Führer unseres Zuges, hatte uns auch verlassen. Aus unserer Abteilung waren nur vier Leute übriggeblieben. Goncharov nahm mich zu sich in den Wagen, und wir fuhren mit ihm in den Wald, um die in der Grube vergrabenen Lebensmittel zu holen. Davor hatten wir sie nicht herausnehmen können, da die Deutschen uns aus diesen Orten vertrieben hatten. Ich weiß nicht, ob Goncharov eine Karte, einen Plan oder eine Zeichnung hatte, aber die Grube fanden wir. Nachdem wir die Erde abgegraben und die Tannenzweige, die die Essensvorräte bedeckten, auf einen Haufen geworfen hatten, holte er sechs oder sieben mit Getreide gefüllte Säcke heraus und lud sie auf das Fahrzeug. Er ließ mir das Gewehr, eine Packung Streichhölzer und einen Kessel zurück und sagte, ich solle das übriggebliebene Getreide bewachen. Dann fuhr er fort. Wann das Getreide abgeholt würde, wussten weder er noch ich genau. Der Abend brach an, ich hatte schon trockene Äste gesammelt, machte ein Lagerfeuer, fand eine Pfütze und nahm daraus Wasser, um Brei aus dem Getreide zu kochen. Einen Tag lang bewachte ich die Essensvorräte. Danach kam Goncharov mit drei Wagen und nahm alle restlichen Säcke mit. Was hätte ich tun können, wenn die Partisanen

aus den anderen Einheiten gekommen wären? Sie hätten das Getreide weggenommen und hätten sich damit zufriedengegeben. Aber wären die Deutschen gekommen, die hätten mich sicherlich erschossen. Im Wald lauerten viele Gruppen von bewaffneten Deutschen und auch die Polizei. Sie fürchteten sich, die Straßen, die sowjetische Soldaten überquerten, zu benutzen. Die umliegenden Dörfer waren abgebrannt und ausgeraubt. Es gab nichts für sie zu essen, und sie versuchten in Gruppen oder einzeln aus der Umzingelung zu fliehen. Den ersten sowjetischen Soldaten sah ich einen Tag, nachdem das Getreide in unsere Abteilung gebracht worden war. Es war ein junger Bursche, ungefähr in meinem Alter, der Erdbeeren in einen Aluminium-Krug sammelte. Ich näherte mich ihm von hinten und rief ihm zu. Der Soldat hatte sich durch den unerwarteten Ruf etwas erschrocken. Er war unbewaffnet. Ich stand vor ihm, in einem deutschen Jackett und einer deutschen Hose, auf der Schulter hing mein Gewehr mit dem Gewehrkolben nach oben gerichtet, ich lächelte. Die Mütze mit der roten Schleife gab sicherlich zu erkennen, dass ich kein deutscher Soldat war, sondern ein Partisan. Meine Steppjacke hatte ich weggeschmissen. Der Bursche erzählte, seine Einheit sei in 200 Metern Entfernung von uns stationiert. Wir unterhielten uns ein wenig über den Krieg, die Deutschen und die Essensrationen. Dann ging ich mit zu seiner Einheit. Die Soldaten aßen gerade zu Mittag. Sie setzten sich hin, wo sie konnten, alle um den Kessel herum. Der Koch winkte mir zu und lud mich ein. Er füllte für mich eine ganze Schüssel mit Suppe und Fleisch. War das eine leckere Suppe nach drei Hungermonaten während der Blockade!

Wir brachen auf nach Minsk. Tag und Nacht zogen unsere Soldaten auf den Straßen Richtung Westen. Es tauchten kaum deutsche Flugzeuge auf. Hin und wieder flogen weit oben am Himmel einige Flugzeuge vorbei, man hörte ihr Dröhnen. Unsere Kolonne ging am Seitenstreifen der Landstraße entlang. Es herrschte eine unglaubliche Hitze, hinzu kamen noch die vorbeifahrenden Autos, die den Straßenstaub aufwirbelten. Wenn ein Brunnen auf dem Weg auftauchte, war er sucheauf der Stelle von Partisanen umringt, die mit einem Eimer das Wasser schöpften und es gleichzeitig gierig tranken. Bei den meisten Brunnen war das Wasser allerdings bereits von den Soldaten, die

vor uns vorbeigezogen waren, leergetrunken worden. Uns blieb nur flüssiger Dreck. Etwa 20 Meter neben der Landstraße stand unser zerstörter Panzer. Der Fahrer hatte versucht, aus ihm herauszuklettern, und lag nun tot und halbverbrannt auf der Panzerung. Um ihn herum flogen ganze Wolken grauer Mistfliegen. Von der Leiche drang ein ekelerregender Gestank zu uns. Die restlichen Panzerfahrer hatten offenbar nicht aus dem Panzer entkommen können und verwesten nun in seinem Inneren.

Man hätte den Soldaten beerdigen sollen, doch niemand wollte sich damit beschäftigen, und die Kolonnen zogen weiter. In den Gräben lagen deutsche Soldaten, die während des Rückzuges umgebracht worden waren. Es begegneten uns frisch aufgehäufte Erdhügel mit eingesteckten, schnell gezimmerten Kreuzen. Gelegentlich standen auf den Kreuzen mit Bleistift geschriebene Nachnamen der getöteten Soldaten und daneben lag ein Helm oder eine Uniform-Mütze. Etwa 60 Meter von der Landstraße entfernt standen manchmal mehrere Pferdewagen. Neben den Pferden wanderten stirnrunzelnd Bürger umher. Die Fuhrwerke waren bis oben voll mit verschiedenen Gegenständen. Frauen und Kinder saßen am Lagerfeuer und kochten das Mittagessen. Einige Partisanen, darunter auch ich, entschieden, zu einem solchen Wagen zu gehen, um etwas zum Essen aufzutreiben. Ich fragte den Besitzer, ob er etwas zu essen habe, und bekam die Antwort, er habe nichts, da ihm die Deutschen alles weggenommen hätten. Natürlich glaubte ich ihm nicht und durchstöberte den Wagen selbst. Ich warf einen Paken mit Decken und eine Matte, die darauf lag, vom Wagen hinunter und fand einen Kessel mit dick geschnittenen Speckstücken. Drei oder vier Stücke nahm ich mir und steckte sie in meinen Beutel. Hinterher fand ich im selben Fuhrwerk einen Sack mit getrocknetem Brot. Da die Tüte mit einem Seil zugebunden war und ich sie nicht aufbinden konnte, trennte ich das Seil einfach mit dem Dolch durch und füllte meinen Beutel mit dem getrockneten Brot. Ich entdeckte auch einen ausgezeichneten deutschen Offiziersstiefel, doch der zweite Stiefel fehlte. Ich verlangte von dem Besitzer den zweiten Stiefel, doch er antwortete nur: „Such selbst! Ich habe den zweiten Stiefel nicht! Du wirst viel Ärger haben!“ Die Besitzer des Pferdewagens schauten uns

bitterböse an. Es waren deutsche Kollaborateure, Älteste oder ukrainische Polizisten, welche zusammen mit den Deutschen geflohen waren und in der Umzingelung gelandet waren. Wenn unsere Soldaten nicht vorbeigekommen wären, hätten sie uns lebendig in Stücke zerrissen. Den zweiten Stiefel noch länger suchen konnte ich nicht, weil ich losrennen musste, um die Kolonne einzuholen. Den einen Stiefel nahm ich mit und fragte mich unterwegs, wozu – wahrscheinlich einfach, um ihn nicht dem Besitzer zu lassen. Ihn aber wegzuschmeißen, war mir doch zu schade. Ich hatte zerrissene Schuhe an, eine Schuhsohle war mit einem Stück Draht festgeklemmt worden. Die ganze Zeit schon wollte ich essen, obwohl ich wusste, dass man in der Hitze nichts Salziges essen sollte. Aber ich hielt es nicht aus und aß den Speck und das Brot auf. Unserer gesamten Abteilung ging es genauso, alle stopften sich voll. Der Durst wurde unerträglich. Unsere Willensstärke reichte nicht aus, um bis zum nächsten Halt zu warten und dann das Wasser zu kochen. Wir tranken aus dem nächstbesten Brunnen das dreckige Wasser. Das Resultat folgte unverzüglich. Den gesamten Weg nach Minsk quälten wir uns mit Durchfall. Die restlichen Jungs des Zuges waren schlauer und aßen nur das Brot. Wir wurden entsprechend von ihnen aufgezogen. Drei Tage dauerte der Marsch bis zum Stadtrand von Minsk. Der Rest unserer Abteilung verteilte sich auf einheimische Häuser, sechs bis sieben Personen pro Haus. Goncharov kam am nächsten Tag, um mich zu holen. Er brachte mich in ein Haus und sagte, ich würde dort erst mal allein leben und solle den Schuster, der jetzt dem Major Fedenko die Stiefel mache, beschützen. Denn diese Stiefel könnten von einem jeden beliebigen Soldaten oder Partisanen geklaut werden. Beinah so geschah es dann auch. Zwei angetrunkene Soldaten traten ein, sahen, dass der Schuster Lederstiefel nähte, und beschlossen zu warten, bis die Stiefel fertig waren, um sie dann gleich mitzunehmen. Ich wandte ein, dass sie für den Major genäht würden. Natürlich wurden sowohl der Major als auch ich kräftig beschimpft. Die beiden versuchten mir klarzumachen, dass sie die Stiefel nicht weniger bräuchten als wir. Nur das Eingreifen von drei weiteren Partisanen, die ich von der Straße herbeirief, konnte sie besänftigen. Den Offiziersstiefel konnte ich beim Schuster gegen eine alte Cordhose und abgetretene Pantoffeln nach türkischer Art mit ein-

gedrehten Pantoffelspitzen eintauschen. Außerdem behandelte die Frau des Schusters meinen Durchfall mit Zwieback und Brei aus Eichelkaffee. So wurde ich schließlich wieder hergestellt.

Unser Zug hatte keine Einsätze, und ungefähr zwei Wochen lang war es unsere einzige Beschäftigung, durch die Straßen, wo unsere Partisanen lebten, zu patrouillieren. Es kam vor, dass die hungrigen Deutschen nachts in die Häuser am Stadtrand kamen und Essen und Zivilkleidung verlangten. Erwischte man im Haus Partisanen, wurden sie oft mit Granaten beworfen. Der Älteste des Zuges brachte uns die Lebensmittel, die wir in Rationen ausgeteilt bekamen. Die Lebensmittel wurden von uns in den Häusern zubereitet. Nachdem wir drei Monate gehungert hatten, reichten die geringen Vorräte nicht aus, und die Partisanen suchten allerlei Möglichkeiten, an Essen zu kommen. Eines Tages brachten sie ein Pferd, erschossen es und zerlegten es. Ich konnte ein oder anderthalb Kilo Fleisch ergattern. Die Frau des Schusters kochte das Fleisch lange, aber aus dem Topf kam immer wieder ein dreckiger grauer Schaum, den sie sorgfältig abschöpfen musste. Das Fleisch war hart wie eine Schuhsohle.

Drei oder vier Tage, nachdem wir in Minsk angekommen waren, fragte ich den Führer unseres Zuges, ob ich bei unserem alten Haus vorbeischauen dürfte, das sich nicht weit vom Rathaus auf der Mjasnikova-Straße befand. Meine Bitte wurde nicht genehmigt, da wir auf irgendeine Kommission warteten. Als aber nach etwa zwei Stunden Warten immer noch keine Kommission gekommen war, entschied ich mich, selbst zu handeln, und gab meinem Kameraden Zajcev Bescheid, dass ich erst gegen Abend zurückkehren würde.

Minsk bot einen traurigen Anblick. Nur die Häuser am Stadtrand waren nicht zerstört worden. Das gesamte Zentrum war schon am Anfang des Krieges bombardiert worden. In den Straßen standen lauter Ruinen, überall waren zerstörte und ausgebrannte Häuser. Nur das Rathaus und die danebenstehende katholische Kirche aus roten Backsteinen waren noch vollständig. Besorgt bog ich hinter dem Rathaus ein und ging durch die Durchgangshöfe, genauer, entlang der

Ruinen, zu unserem Haus. Erstaunt stellte ich fest, dass unser zweistöckiges, aus Holz gebautes Haus unversehrt geblieben war. Auf dem Hof drängte sich eine Vielzahl von Partisanen und irgendwelchen Armeeoffizieren. Gesattelte Pferde waren an einer Holzleiter, die zur zweiten Etage führte, befestigt. Es sah so aus, als ob unser Haus zu einem Ort geworden wäre, an dem sich der vereinigte Stab der Partisanenbewegung niedergelassen hatte. Hier traf ich Valka Gulis, meinen ehemaligen Nachbarn. Vor dem Krieg war er, wie ich, Schüler der sechsten Klasse gewesen, nur in einer anderen Schule. Wir hatten uns damals entweder wegen einer Steinschleuder oder wegen eines Taschenmessers gestritten, und danach hatte ich ein Jahr lang nicht mehr mit ihm gesprochen. Doch jetzt freute ich mich trotz allem, ihn zu sehen. Es war, als träfe ich einen Verwandten. Er sah schlecht aus: dünn, lang, geschwächt, gelb, hustete die ganze Zeit und fasste sich immer wieder an die Brust. Wo seine Eltern waren, wusste er nicht. Er war verletzt gewesen und hatte im Hospital gelegen. Nun kam er nach Hause, um irgendetwas über seine Familie zu erfahren.

Auf dem Hof traf ich auch auf Igor Balyshev, mit dem ich in einer Klasse gewesen war. Ich freute mich, ihn zu sehen. Einige Zeit standen wir und unterhielten uns über unsere Klassenkameraden. Er lebte während der ganzen Zeit der Besetzung im Dorf, anscheinend hatte ihn der Krieg nicht wirklich eingeholt. Ich wollte ihm irgendetwas als Erinnerung mitgeben, doch ich hatte nichts. So bot ich ihm ein paar Granaten an, um damit zu fischen, doch er wollte sie nicht, weil es davon überall genug gab.

Unsere Wohnung war in der ersten Etage. Ich schaute ins Fenster hinein: in den verrauchten Zimmern standen Tische, an denen Offiziere und Partisanen schrieben und telefonierten, in der Ecke tranken zwei Männer zusammen Wodka. Ich ging hinein und fragte sie nach den Bewohnern dieses Hauses. Niemand wusste etwas. Im Hof bettelte ein Offizier eine Gruppe von Partisanen an, sich für die Zeitung fotografieren zu lassen. Er versprach, allen morgen die Fotos zu zeigen. Ich ließ mich fotografieren, obwohl mir klar war, dass weder morgen noch übermorgen 20 Fotos gemacht wären und hierhergebracht würden.

Gegen Abend kehrte ich zu unserem Schlafplatz am Stadtrand zurück. Niemand fragte mich etwas, und niemand brauchte mich. Mein Kamerad Zajcev war auch nicht da, er war wahrscheinlich ebenfalls abgehauen.

Am nächsten Tag kam Ivanov vorbei, der gerade zum Leiter der Kompanie ernannt worden war, und verbot strengstens, den Ort bis zur Mittagszeit zu verlassen, da am Abend die Armeekommission komme, um die funktionsfähigen Waffen zu konfiszieren. Tatsächlich wurden wir in Reih und Glied aufgestellt, und zwei Offiziere gingen durch die Reihen und schauten sich unsere Waffen an. Es wurden etwa 20 Maschinenpistolen und einige Maschinengewehre mitgenommen. Der Rest, so sagten sie, wäre unbrauchbar und würde später eingesammelt werden. Die Pistolen und Revolver verschwanden irgendwohin und wurden von fast keinem gezeigt, damit sie nicht weggenommen wurden.

Nach zwei Tagen stellten wir uns morgens in der Kolonne auf und gingen zur Parade ins Stadtzentrum. Major Fedenko hatte uns vorher gewarnt, keiner dürfe Patronen mitnehmen. Nach einer halben Stunde hielten wir an, und der Kommissar Major Muraschko führte eine Untersuchung durch, ob jemand von den Partisanen Patronen dabei hatte. Es wurden tatsächlich Patronen gefunden, und die Pistolen waren geladen. Etwa fünf Kilo Patronen wurden eingesammelt. Sie wurden mir gegeben, damit ich sie zurückbrachte und danach die Kolonne einholte. In unserem Hauptquartier versteckte ich sie unter einem Hocker, die Kolonne einzuholen, schaffte ich nicht. Ich hatte auch keine allzu große Lust, in der Hitze während der Parade zu marschieren. Also ging ich lieber in die Scheune und legte mich auf einem Heuballen schlafen. Abends kehrte unsere Kolonne von der Parade zurück. Es hatte kein Mittagessen dort gegeben, niemand hatte ihnen etwas angeboten. Dass ich nicht bei der Parade war, interessierte niemanden.

Bei unserer Flucht vor den Deutschen in den ersten Tagen des Krieges hatte ich mir sehr gut die Adressen der Verwandten eingeprägt. Mama hatte mich gezwungen, diese auswendig zu lernen, und kontrollierte

dies dann noch mehrmals, als hätte sie gespürt, dass ich sie nicht nur einmal gebrauchen würde. Ich bat jemand um einen Briefumschlag und einige Blätter Papier und schrieb nun meinem Cousin in Saransk einen Brief. Der Brief kam tatsächlich an. Ich berichtete ihm, wie ich die Besatzung überlebt hatte und dass meine Eltern von den Deutschen erschossen wurden. Seine Mutter und sein mittlerer Bruder waren auch nicht mehr am Leben. Der Bruder starb im Gebäude des Militärkommissariats<sup>19</sup> während eines Bombenangriffs und seine Mutter wurde von den Deutschen im Ghetto in Slutsk getötet. Als ich meinen Vetter nach einem Jahr besuchte, erzählte er mir, er habe geweint, als er meinen Brief gelesen habe.

Wir bekamen den Lohn für den Einsatz in der Partisaneneinheit ausgezahlt. Da wir hinter der Frontlinie gewesen waren, bekamen wir das Dreifache, was für mich 90 Rubel im Monat bedeutete. Die Tatsache, dass eine Tasse Milch zwischen 10 und 15 Rubel und ein halber Liter Wodka 250 Rubel kostete, interessierte keinen. Es wurde mir lediglich eine Bescheinigung für das Hospital ausgestellt, weil ich in einem Partisanenzug gekämpft hatte und verletzt worden war. Man wünschte mir gute Besserung und eine baldige Wiederkehr, diesmal zur Kampfeinheit an der Front.

Damit endeten meine Kriegserlebnisse, und ich machte mich auf die Suche nach einem Hospital.

---

19 In Deutschland mit dem Kreiswehrrersatzamt vergleichbar.



# Anhang



## **Boris Mlinski – Stationen seines Lebens**

Boris Mlinski wurde am 3. Dezember 1926 in Minsk geboren. Als der Krieg begann, war er 14 Jahre alt, seine Schwester Sofia sieben. Sein Vater war Dozent an der Pädagogischen Fakultät der Universität Minsk, seine Mutter Kinderärztin. Boris erlebte als Jugendlicher Besetzung, Ghetto, das Konzentrationslager Maly Trostinez. Tägliche Hinrichtungen von 30 bis 100 Gefangenen. Razzien auf 5000 bis 15 000 Personen. Hunger, Kälte und unmenschlich schwere Arbeitsbedingungen bei der Räumung der Ruinen der zerstörten Stadt.

1942, als Boris 16 Jahre alt war, wurden im Ghetto der Stadt Slutsk sein Großvater, seine Großmutter, seine Tante und seine neunjährige Cousine Genia erschossen. Das Haus wurde niedergebrannt.

Im April 1943 wurden seine Eltern und seine Schwester erschossen. Ihm selbst gelang die Flucht. Er kämpfte als Partisane des 534. Trupps und überlebte dabei Blockade und Verwundung. Die weißrussische Front durchbrach die Blockade. Ein Jahr lang war Boris Mlinski dann in verschiedenen Krankenhäusern. Aus dem Krankenhaus in Ufa floh er in das Krankenhaus in Sotschi.

Ein Kampf mit einem Offizier des NKVD, einem Sadisten und Antisemiten, kostete Boris Mlinski acht Jahre Gefängnis und verschiedene Konzentrationslager, dieses Mal der Sowjets. Nach dem Tod Stalins bekam er im Alter von 26 Jahren eine Amnestie. Es folgten Jahre in Leningrad mit Studium, Arbeit und Familie.

1994 töteten Kriminelle Mlinskis Sohn, einen Rechtsanwalt, Historiker und Schriftsteller. In den darauffolgenden zwei Jahren mit dauerhaftem Stress erlitt Boris Mlinski zwei Herzinfarkte. Als er 70 war, verstarb 1997 seine Tochter. Seine Cousine nahm ihn daraufhin nach Israel mit. Es folgte eine Zeit mit Krankenhaus, Operationen, danach 18 bis 20 Tabletten täglich. Zukunftsperspektive: Friedhof.

Dann kam die Erkenntnis: Es gibt einen Ausweg aus jeder Situation, selbst wenn die Chance, am Leben zu bleiben, nur ein, zwei oder höchstens drei Prozent beträgt. Inzwischen sind die Tage von Boris Mlinski reich ausgefüllt: täglich zwei Stunden Yoga von Hatha und Nishi-Gymnastik, täglich eine Stunde Laufen am Strand und dazu 45 bis 60 Minuten Schwimmen im Meer und Spaziergehen bei jedem Wetter. Ein wichtiger Teil seines Lebens ist Öffentlichkeitsarbeit. Außerdem besucht er alle interessanten Theateraufführungen, Konzerte und Vorträge, und TV, Bücher, Schach und Computer sind ihm wichtig. Zwei bis drei Mal pro Jahr macht er eine Reise und besucht Kurorte. Seit neun Jahren lebt er in Israel in derselben Wohnung im 3. Stock, ohne Aufzug. Boris Mlinski ist mittlerweile 93 Jahre alt. Er hofft, auch noch den 100. Geburtstag zu erleben.



Großmutter Lev Bejla, Slutsk – 1880



Mutter Lev Eshka (Assja) und Vater Mark Mlinski, Slutsk – 1924



Schwester Sofia  
- erschossen im Minsker Ghetto –1943



Boris Mlinski  
im Hospital nach der Verwundung – 1945



Boris Mlinski in Drustkininkai, Litauen – 1986



Boris Mlinski – 1986 (60 Jahre alt)



Boris Mlinski  
Sankt Petersburg, Russland – 1995

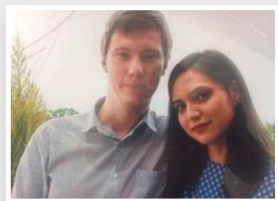


Tochter Elena (gestorben 1997)

Sohn Leonid  
(ermordet 1994  
in St. Petersburg)



Enkel Kirill mit Ehefrau Madina



Maya und Boris, 2008

## Stimmen zur russischen Ausgabe des Buches

Die Memoiren des ehemaligen Häftlings des Minsker Ghettos und Partisanen Boris Mlinski verdienen große Aufmerksamkeit. Zweifellos sind sie nicht nur für ein allgemeines Publikum lesenswert, sondern auch für Menschen, die die Geschichte des Holocaust in Osteuropa erforschen wollen. Die Erzählung beginnt mit der Kindheit. Das Leben im jüdischen Shtetl wird anschaulich beschrieben. Einzelheiten und Details dieser Zeit sind sehr wertvoll für diejenigen, die sich für jüdische Geschichte in der Sowjetunion zwischen den beiden Weltkriegen interessieren, vor allem weil der Krieg die meisten Archive zerstört hat und das jüdische Leben in Weißrussland in dieser Zeit bisher kaum erforscht wurde.

In den Sechziger- bis Achtzigerjahren wurden in der Sowjetunion viele nichtjüdische Memoiren geschrieben, aber sie sind oft nicht von großem historischem Wert, weil in der Regel die Realität beschönigt wurde und die Autoren darauf aus waren, Aufsehen zu erregen. Der Autor des vorliegenden Buches ist kein gelernter Schriftsteller, kann aber den Leser mit seiner Erzählung fesseln. Seine Erinnerungen sind wahrhaftig, anschaulich, authentisch und aufrichtig. Der Autor hatte zunächst gar nicht vor, sein Manuskript zu veröffentlichen, und es unterlag auch keiner Zensur. Wir erfahren Details aus dem Alltag, die nur Zeitgenossen bekannt sein können. Am besten gelungen ist meiner Meinung nach der Abschnitt über die Blockade des Partisanengebiets durch die Nazis in den Jahren 1943 bis 1944 und die außerordentlichen Anstrengungen der Partisanen, der Blockade standzuhalten. Die Arbeit hätte zweifellos davon profitiert, wenn der Autor seinen Erinnerungen historisch belegte Quellen beigefügt hätte. Dadurch hätte er manche Ungenauigkeiten vermieden. ... Leider bleibt ein so wichtiger Aspekt wie die Haltung der Partisanen zu Juden unerwähnt, da diese recht widersprüchlich war; auch über die Existenz jüdischer Familienzeltlager wird nichts berichtet. Die Beteiligung von Juden in der Partisanenbewegung ist eine besondere Seite des jüdischen Widerstands, die lange absichtlich verschwiegen wurde. Daher wäre ein solches Zeugnis von besonderer Bedeutung.

Die angeführten Beanstandungen sollen aber in keiner Weise den Wert des Buches von Boris Mlinski schmälern. Er fand den Mut, nicht nur all die Prüfungen zu bestehen, die er durchzumachen hatte, sondern sie für die Menschen aufzuschreiben, die nach dem Krieg zur Welt kamen. Nur wenn man die Geschichte der Schoah (Holocaust) wirklich begreift, wird es dergleichen weder mit Juden noch mit einem anderen Volk der Welt noch einmal geben.

Dr. Leonid Smilovitsky

*Historiker, Institut für jüdische Diaspora an der Universität Tel Aviv.*

Boris Mlinski ist ein sehr freundlicher, feinfühligler Mensch, der trotz des erlebten Grauens im Alter von 14 bis 17 Jahren nicht verbittert ist. Er hat nichts vergessen und nichts vergeben. Er hat seine Erinnerungen als Mahnung geschrieben, damit der Völkermord an den Juden nicht noch einmal geschieht und die Leser Einblick bekommen in das, was in den Jahren 1941 bis 1944 in Weißrussland und im Minsker Ghetto passierte.

Ich bin überzeugt, dass dieses Buch ins Hebräische und Englische übersetzt und Schülerinnen und Schülern als Lektüre empfohlen werden muss, damit die junge Generation in Israel und weltweit von der Tragödie des europäischen Judentums erfährt, aber auch vom Heldentum und vom Kampf der Juden in Osteuropa gegen den Faschismus.

Wenn heute faschistisches Gedankengut wieder neu auflebt und einige behaupten, dass die planmäßige Vernichtung von sechs Millionen Juden durch die Nazis im Zentrum des zivilisierten Europas in der Mitte des 20. Jahrhunderts eine Erfindung der Juden selbst sei, ist jedes Zeugnis eines Augenzeugen unverzichtbar.

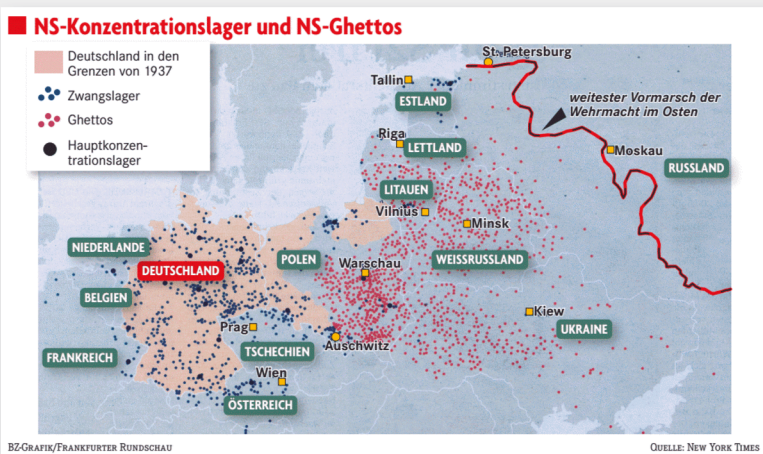
Inna Kopelevich

*Lehrerin für russische Sprache und Literatur (32 Jahre Lehrerfahrung), ehemalige Einwohnerin von Leningrad.*

Das Ghetto Minsk war ein von den deutschen Besatzungstruppen abgeriegelter Stadtbezirk im Nordwesten der weißrussischen Hauptstadt Minsk, in dem die Deutschen von Juli 1941 bis zum Oktober 1943 die jüdische Einwohnerschaft von Minsk, ab November 1941 zusätzlich auch deportierte Juden aus deutschen Städten, gefangen hielten. Zum Teil wurden als „arbeitsfähig“ betrachtete Juden von dort zu Zwangsarbeiten abkommandiert.

Als die deutsche Wehrmacht Ende Juni 1941 Minsk besetzte, hielten sich noch etwa 75.000 Juden in der Stadt auf, von denen die große Mehrzahl ins Ghetto deportiert wurde. Nachdem zunächst vor allem nicht arbeitsfähige Menschen von Deutschen umgebracht wurden, verblieben bis zum August 1942 weniger als 9000 Insassen im Ghetto. Das Ghetto wurde am 21. Oktober 1943 durch die Ermordung der meisten Gefangenen ausgelöscht, wobei es kaum Überlebende gab.

Quelle: Wikipedia





Holocaust-Denkmal Jama („die Grube“)  
am Standort des ehemaligen Minsker Ghettos (bereits 1946 errichtet)





## DANK

Wir von **Zeugen der Zeitzeugen** hatten die große Ehre, das Buch von Boris Mlinski „**Mein Leben im Holocaust**“ zu übersetzen, um es auch in Deutschland einer breiteren Leserschaft zugänglich zu machen. Denn wir glauben, dass nur der persönliche Bericht eines Überlebenden die Tiefe des Erlebten wiedergeben kann.

Als diejenige, die die Übersetzung koordiniert hat, bedanke ich mich herzlich bei all denen, die diese Buchübersetzung ermöglicht haben.

Zuerst gebührt mein Dank Corinna und Udo Hess dafür, dass sie die Übersetzung des Buches ins Deutsche auf dem Herzen hatten, nachdem sie im April 2017 Boris Mlinski persönlich in Israel kennenlernen durften und von seiner Lebensgeschichte erfuhren.

Ein besonderer Dank gilt allen Slavistik-Studenten und freiwilligen Übersetzern, ohne die dieses Buch nicht hätte entstehen können: Timur Vorkul, Hans Koslowski, Juri Wiebe, Alexandra Dmitriva, Alina Maslova, Michael Judaev, Lilli Alwe, Olesja Zalkowski, Olga Schott, Elena Melnikova, Sonja Bobrik und Nicole Rusch.

Außerdem möchte ich mich für das Korrekturlesen des Buches bei Frau Dr. Ulrike Schilling, Renate Graf, Alina Ottinger und bei Herrn Dr. Nicolas Dreyer bedanken, die mich bei dieser Arbeit mit viel Geduld, ihrer Zeit, ihrem Interesse, Ideen und Hilfsbereitschaft unterstützt haben.

Und zuletzt bedanke ich mich herzlich bei Achim Grafe, Grafedruck Lüdenscheid, denn ohne diese Unterstützung würden Sie, liebe Leser, das Buch nicht in den Händen halten können.

Schließlich möchte ich dem Verein Zeugen der Zeitzeugen dafür danken, dass solche Projekte mit Holocaust-Überlebenden möglich sind.

Natalja Part

*Bereichsleiterin für Interviews und Schulprojekte bei Zeugen der Zeitzeugen*

Bonn, im November 2019





## Begegnen – Gedenken – Weitergeben – Zukunft gestalten

### Unsere Vision

In der bundesweiten Arbeit von Zeugen der Zeitzeugen wollen wir der letzten Generation der Holocaust-Überlebenden, deren Kindern und Enkeln begegnen und mit ihnen in einen Dialog treten. Die jungen Leute werden hierbei zu „Zeugen der Zeitzeugen“, die als Multiplikatoren das Gedenken an den Holocaust und die uns anvertrauten Lebensgeschichten lebendig halten. Die Beziehungen zwischen Deutschland und Israel stärken wir durch gegenseitige Besuche.

### Unsere Arbeitsbereiche

Interviews mit Holocaust-Überlebenden

Interviews filmen – Videos online stellen

Vorträge und Durchführung von Projekten an Bildungseinrichtungen

Begegnungen mit Holocaust-Überlebenden an Schulen und Universitäten

Städtearbeit

Holocaust-Überlebende besuchen, gemeinsam jüdische Feste feiern

Antisemitismus-Seminare und Workshops durchführen

Schulungen für Multiplikatoren – Bildungsreisen

Deutsch-Israelisches Austauschprogramm mit dem Mashma`ut Center aus Kiryat Motzkin

Reisen zu Gedenkorten (z.B. Auschwitz, Buchenwald, Theresienstadt)

## **Unsere Ziele**

Begegnungen zwischen der letzten Generation der Holocaust-Überlebenden und der jungen Generation zu ermöglichen.

Das Gedenken an den Holocaust lebendig zu halten und an die junge Generation weiterzugeben.

Dem Antisemitismus in seinen verschiedenen Erscheinungsformen entgegenzuwirken.

Die deutsch-israelischen Beziehungen durch Austausch und Projekte zu stärken.

Zeugen der Zeitzeugen wird durch Menschen möglich gemacht, die sich ideell und finanziell in dieses wichtige Anliegen einbringen.

## **Kontakt:**

**Initiative 27. Januar e.V.**

**Arbeitsbereich Zeugen der Zeitzeugen**

Haus der Bundespressekonferenz Schiffbauerdamm 40/4302  
10117 Berlin

Mail: [info@zeugen-der-zeitzeugen.de](mailto:info@zeugen-der-zeitzeugen.de)

Facebook: Zeugen der Zeitzeugen

YouTube: Zeugen der Zeitzeugen

[www.zeugen-der-zeitzeugen.de](http://www.zeugen-der-zeitzeugen.de)



Besuch von Holocaustüberlebenden  
auf Einladung des Vereins "Haus des Lebens e.V."



Dieses Buchprojekt wurde gerne Unterstützt vom Verein:

## Haus des Lebens e.V. - Lüdenscheid und DUGIT - Tel Aviv



[www.hopeforindonesia.com](http://www.hopeforindonesia.com)

Dieses Buch wird unentgeltlich abgegeben. Zur Deckung der Kosten bitten wir um Ihre Spende. Spenden für weitere Projekte, zur Unterstützung des Versöhnungsdienstes zwischen Deutschen und Juden, sind ebenso herzlich willkommen.

### Bestelladresse für dieses Buch:

Haus des Lebens e.V.  
Straßburger Weg 43  
58511 Lüdenscheid

### Bankverbindung

KD Bank eG  
Bank für Kirche u. Diakonie 44021 Dortmund  
BIC GENODED1DKD  
Spendenkonto Israel:  
IBAN DE69 3506 0190 2100 2600 29  
Stichwort: Buchprojekt

### Bildnachweis

Cover: pixabay, Seiten 5, 155 -159 Privat, Seite 162 NY Times,  
Seite 163-1 Anna Kovaliova, Seite 163-2 Wikipedia

### Layout und Druck

Grafedruck, Lüdenscheid

Als Jude 1926 in Weißrussland geboren, ging Boris Mlinski nach einer Zeit der Gefangenschaft im Ghetto von Minsk zur bekannten Partisanengruppe „Onkel Kolja“. Weil seine ganze Familie dem Holocaust zum Opfer fiel, musste er sich als einziger Überlebender nach dem Krieg alleine durchschlagen, obwohl er 1945 erst 18 Jahre alt war.



Die lebendige Sprache seiner Erinnerungen nimmt den Leser mit hinein in die schwersten Situationen, die Boris Mlinski im Ghetto und in der Partisanenbewegung erlebt hat. Wie durch ein Wunder überlebte er die vielen gefährlichen Situationen der Verfolgungszeit – wohl auch, um die Erinnerung nicht nur an sein eigenes Schicksal, sondern auch an das Tausender anderer weiterzugeben.

Dieses Buch ist als „lebendige Geschichte“ eines Juden, der die Kriegsjahre überlebte, für den modernen Leser – mit oder ohne spezielle Geschichtskennntnisse – auch gerade deshalb besonders ansprechend, weil es eine weniger bekannte Region behandelt und weil die Zeit, in der die eigenen Großeltern aus dieser Zeit zu berichten wussten, zu Ende geht.

### Ein zeitgeschichtliches Dokument!

Erhältlich bei:

**Haus des Lebens e.V. - Straßburger Weg 43 - 58511 Lüdenscheid**

Dieses Buch wird unentgeltlich abgegeben.  
Zur Deckung der Kosten bitten wir um Ihre Spende.  
Bestelladresse, siehe Impressum, Seite 169  
Auch als ePaper - Code mit Smartphone scannen:

